

#### XIV.

### Wanikoro und der Schiffbruch des La Pérouse.

Vom Director Meinicke in Prenzlau.

---

Die kleine im innersten Theile des Stillen Oceans gelegene Inselgruppe, welche nicht blofs die Europäer, sondern auch die Bewohner der umliegenden Inseln mit dem Namen Wanikoro bezeichnen <sup>1)</sup>, ist für uns bis jetzt nur dadurch interessant geworden, dafs sie der Schauplatz des Unterganges eines durch edlen Sinn und Liebenswürdigkeit, wie durch den auf seine nautischen und wissenschaftlichen Forschungen gewandten Eifer bekannten Seemannes, des Franzosen la Pérouse, geworden ist.

Sie besteht wesentlich aus zwei nahe bei einander liegenden Inseln, denn die übrigen kleinen in ihrer Nähe sind meist nichts als die erhöhten, mit Korallensand oder Erde bedeckten Theile der Riffe. Das ihr zunächst im Nordwesten gelegene Land ist die der Gruppe der Königin Charlotte-Inseln <sup>2)</sup> angehörige Insel Tupua, deren Bergspitzen von den Küsten von Wanikoro aus sichtbar sind; daher wird von den Geographen auch Wanikoro gewöhnlich zu dieser Inselgruppe gezogen. Im Osten ist Tikopia die nächste Insel, von der Wanikoro 40 Seemeilen <sup>3)</sup> entfernt liegt; nicht geringer wird die Entfernung Taumako's sein, das gerade im Norden liegt <sup>4)</sup>. Im Süden endlich

---

<sup>1)</sup> Die Schreibart schwankt nach dialektischen Verschiedenheiten der Aussprache. In Taumako hörte Quiros Mannikollo, die Tikopier sprechen Malikolo, auf der Insel selbst lautet der erste Buchstabe häufiger w als m, die zweite Silbe bald kolo, bald koro. Wanikoro ist von d'Urville angenommen.

<sup>2)</sup> Burney's Vermuthung, dafs diese Inselgruppe von Mendaña 1595 den Namen Santa Cruz erhalten hätte, ist unerweisbar und folgt aus Quiros' Worten: „*la isla grande de S. Cruz*“ gar nicht. Er hat blofs die Insel, welche bei den Eingeborenen wahrscheinlich Indengi heifst, S. Cruz benannt.

<sup>3)</sup> Zwanzig auf den Grad.

<sup>4)</sup> Es ist kaum zu bezweifeln, dafs diese durch Quiros so bekannt gewordene Insel die Gruppe ist, welche Wilson 1797 und Simpson im Nautilus 1801 sahen,

ist die Gruppe, welche gewöhnlich mit dem Namen der Banks - Inseln bezeichnet und dem großen Archipel der neuen Hebriden zugeordnet wird, nicht viel weiter entfernt, so daß also Wanikoro das natürliche Verbindungsglied zwischen den Charlotte-Inseln, den neuen Hebriden und den äußersten, in diesem Theile des Oceans von hellfarbigen Stämmen bewohnten Inseln (Tikopia, Taumako u. s. w.) bildet. Sie erstreckt sich (nach Tromélin) zwischen 11° 39' und 11° 44' S. Br. und 166° 41' und 166° 52' O. L. von Greenwich, zu welcher Angabe die Beobachtung der Höhe von d'Urville's Observatorium in der Bayleybai, 11° 40' 24" Breite und 166° 52' Länge, sehr gut paßt. Der Umfang der großen Insel beträgt 10 bis 12 Seemeilen, der der kleineren höchstens drei.

Der Name Wanikoro, mit dem diese Gruppe gewöhnlich bezeichnet wird, scheint nicht unter den Einwohnern selbst gebraucht zu werden, sondern ihr erst von den benachbarten Stämmen gegeben zu sein, unter denen er allgemein bekannt ist; er kommt nach d'Urville eigentlich einem Dorfe auf der kleineren der beiden Inseln zu, von dem er auf das Ganze übertragen ist. Die Einwohner haben keinen allgemeinen Namen für ihre Heimath, sondern brauchen für die einzelnen Theile die Namen der Districte, in welche sie zerfällt <sup>1)</sup>. Daher hat Dillon der größeren Insel den Namen la Pérouse, d'Urville den von d'Entrecasteaux dem Ganzen beigelegten Namen Isle de la recherche gegeben. Die kleinere, welche nahe bei der andern in einer großen Einbiegung der Nordostküste liegt, und von ihr an der Südspitze nur durch eine schmale Straße getrennt ist, hat von Dillon den Namen Combermere erhalten <sup>2)</sup>, einen Namen, den d'Urville unnöthiger Weise in Tewaï geändert hat <sup>3)</sup>.

---

und die auf den Karten gewöhnlich Duff heißt. Wie Dumont d'Urville (*Voyage de découvertes autour du monde et à la recherche de la Pérouse* 5, 133) sie für die Insel Kennedy hat halten können, die 1° 30' nördlicher liegt, ist unbegreiflich.

<sup>1)</sup> Nach Dillon (*Narrative and Successful Result of a Voyage in the Southsea* 2, 267) soll Wanikoro bei ihnen bloß die Ostseite bezeichnen, die Westseite nennen sie Wanu. Dagegen hörte d'Urville Combermere Wanikoro nennen (nach dem darauf liegenden Dorfe gleichen Namens), von anderen Einwohnern aber Taneanu, womit aber wahrscheinlich nur ein District bezeichnet wird (d'Urville 5, 156, 190; Gaimard ebend. 342).

<sup>2)</sup> Man sehe Dillon 2, 149. Aber auf der Karte, die seinem Buche beigegeben ist, wird durch eine Verwechslung die kleinere der beiden Inseln Lord Amherst, diejenige, der er diesen letzten Namen beigelegt hat (das Nanunga der Eingeborenen), dagegen Combermere genannt, ein Irrthum, der aus dieser Karte in Krusenstern's Werk übergegangen ist.

<sup>3)</sup> Es zeigt sich bei d'Urville das sichtliche Bestreben, die von Dillon (auf den der französische Schriftsteller mit übel angebrachter Geringschätzung herabsieht) gegebenen Namen zu beseitigen, ein Bestreben, das nur kümmerlich dadurch verdeckt wird, daß die neuen Namen allerdings von den Eingeborenen entlehnt sind, ohne

Die Küsten von Wanikoro sind überall von großen und gefährlichen Riffen eingefasst, das Land dadurch überaus schwer zugänglich und gegen das Meer abgeschlossen. Denn nicht bloß das der unmittelbare Strand bis auf einige sehr seltene Stellen von Korallenriffen begrenzt ist, die sich einige hundert bis einige tausend Fuß tief in das Meer ausdehnen und, abwechselnd trocken und bedeckt, die Landung in kleinen Booten fast durchweg beschwerlich und gefährlich machen, es liegt außerdem in einer Entfernung von fast einer Seemeile vom Lande ein großes Barrierriff (Dillon hat ihm den Namen nach la Pérouse gegeben), das die Insel ganz und gar vom Ocean scheidet und nur auf einer Seite im Osten 3 Seemeilen lang unterbrochen ist. Dies Riff, das aus compacten Korallenfelsen besteht, wird zwischen halber Ebbe und halber Fluth größtentheils entblößt und zeigt dann nackte schwärzliche Felsen von verschiedener Größe; bei der Fluth ist es gewöhnlich 4 Fuß, an einzelnen Stellen noch tiefer mit Wasser bedeckt, und nur einzelne kleine Flecke hier und da bleiben jederzeit trocken, kleine Riff-Inseln von dem bekannten Charakter bildend. Canäle durchschneiden das Riff nur an der südlichen und südwestlichen Seite, wie wir durch Dillon's genauere Untersuchung desselben auf seinen in den Booten ausgeführten Expeditionen erfahren, durch sie führen gefährliche, für Schiffe von mittler Größe fahrbare Pässe in den zwischen dem Riff und der Küste liegenden Meerestheil, der eine durchschnittliche Tiefe von 30 bis 40 Faden hat, allein auch eine Menge von bedeckten Korallenblöcken enthält; die Insel müßte viel mehr Anziehendes für den Seefahrer haben, um ihn zu bewegen, die schwer zugänglichen und gefährlichen Ankerplätze aufzusuchen, welche dieses Küstenmeer enthält. Wie es bei allen Barrierriffen der Fall ist, sticht das glatte stille Wasser, welches es umschließt, auffallend gegen die stürmische, tobende Brandung des Oceans an der Außenseite des Riffs ab.

Nur an der Ostküste der Insel vor dem Eingange in die Bayley-Bai in dem Raum zwischen dem Ostcap von Combermere, Cap Brightman (Pointe de la Bayonnaise), bis zum Ostcap der großen Insel, Cap Wilson (Pointe de l'Astrolabe), fehlt das Barrierriff ganz; in dieser Strecke gehen die Wellen des offenen Meeres ohne Hindernis bis an das Küstenriff. Gegenüber Cap Wilson beginnt die Riffkette mit einer breiten, mit einzelnen Korallenfelsen besetzten Spitze, die

darum minder willkürlich von dem französischen Seefahrer den Oertlichkeiten beigelegt zu sein. So ist z. B. Tewaï nur der Name eines Dorfes auf Combermere und von den Eingeborenen für die Insel nicht gebraucht. Im Folgenden sind die von d'Urville gegebenen Namen stets den Dillon'schen, denen ein Vorrecht gebührt, so lange noch kein einheimischer bekannt ist, in Parenthese beigelegt.

Dillon Cap Milner nannte; zwischen ihm und Cap Wilson, an dem die Südostküste der Insel beginnt, führt ein breiter Canal, der Trouwer-Pafs, in den Anfang des Küstenmeeres, das hier den schönen, leicht zugänglichen und verhältnismässig sicheren Hafen Kyd bildet, der wahrscheinlich von allen Häfen Wanikoro's die besten und bequemsten Ankerplätze darbietet, aber blofs bei Westwinden eine leichte Ausfahrt gestattet. Er endet bei einer grossen Zahl bedeutender Korallenbänke, die vor der Bai Trotter (Nimbe) liegen und bis an das Barrierriff reichen, auf dem hier einige kleine sandige Inselchen zerstreut sind; die Eingeborenen nennen die östlichen derselben Nunga, die westlicheren Makalumu. Etwas westlicher ist der erste der fünf Riff-Canäle, der Deanes-Pafs, der grossen Schiffen einen Zugang gewährt, und durch den man das an der Küste ihm gegenüber am Fusse eines steil aufsteigenden Berges liegende Dorf Tanema erreicht. Das Küstenmeer an der Südküste enthält westlich von Tanema besonders viele Korallenflecke und ist daher gefährlicher zu befahren als an der Südostküste; dies ist um so mehr zu bedauern, da hier in nicht ganz einer Seemeile Entfernung von Tanema eine der schönsten Baien der Insel liegt, die Bai Swinton (Saboe), deren Eingang die beiden Spitzen, das Cap Carls des Zehnten im Osten und das Cap Sergeant (Baure) im Westen, bilden, und die eine Seemeile lang in das Land gegen Nordnordosten eindringt, 20 bis 30 Faden, schlammigen Grund, keine Riffe oder andere Gefahren hat und allenthalben von Land umschlossen ist.

Von Cap Sergeant geht die Küste nach Westen, sie wendet sich bald etwas mehr gegen Nord, zuletzt ganz gegen Nordwesten bis an das Cap Palmer (Neschu). An ihr liegt nicht fern von der Swinton-Bai eine offene Bai, eingeschlossen von Cap Payu im Osten und Cap Molony (Ischau) im Westen, in deren Grunde in einer weiten, dicht bewaldeten Ebene das Dorf Payu an einer Stelle liegt, wo ausnahmsweise einmal das Küsterriff fehlt und die Landung leicht und bequem ist.

Den ganzen Raum des Küstenmeeres zwischen dem Riff und der Swinton-Bai hat Dillon den Chabrol-Hafen genannt; in ihn führen vier Strafsen durch das hier mit einzelnen schwarzen Felsen besetzte Barrierriff. Die ersten derselben gerade südlich von der Payu-Bai sind zwei nahe bei einander liegende Pässe, der Savage- und der Adams-Pafs, die keine Gefahr zu bieten und auch hinreichende Breite zu haben scheinen; westlich von dem letzten bezeichnen einige hohe Felsen an einer Einbiegung des Riffs den Platz, wo la Pérouse's eines Schiff den Untergang fand. Etwas westlicher ist der Muston-Pafs, der eine geringere Breite als die früheren hat; noch westlicher liegt

der letzte, der Cunliffs-Pafs <sup>1)</sup>, der sehr schmal und dazu viel länger und gewundener als die übrigen ist.

Von ihm aus wendet sich das Barricriff, das bisher der Südwestküste der Insel parallel nach Nordwesten ging, plötzlich auf eine kurze Strecke gegen Südwesten bis zu einer Art scharfen Spitze, die Dillon Point Dockings nannte, dann geht es, der West- und Nordküste der Insel folgend, erst nach Nord, später nach Nordost und Ost bis zum Eingang in die Lushington-Bai. Es ist in dieser ganzen Strecke ununterbrochen und gewährt Schiffen keinen Eingang in das Küstenmeer, dem Dillon an der Westküste der Insel den Namen Bentincks-Hafen gab, und das hier eine geringere Breite hat, als an der Süd- und Südwestküste; dieser Theil des Riffs ist auch viel gefährlicher als im südlichen Theile, da es meist selbst bei der Ebbe noch 12 Fufs hoch mit Wasser bedeckt ist und, weil es durch das Land vor den Passatwinden geschützt ist, selten Brandungen zeigt. Gegen sein Ende liegt auf ihm im Norden des Cap Harrington die Insel Nanunga (Dillon's Amherst) <sup>2)</sup>, die grösste aller Riff-Inseln, ein flaches, mit Bäumen bedecktes Inselchen von 3000 bis 4000 Fufs im Umfange; an ihrer Ostseite ist das Riff durch Strafsen unterbrochen, die aber nur Booten den Eingang in den dahinter liegenden östlichsten Theil des Küstenmeeres (Dillon's Hafen Archer) gestatten, in welchem auf einer Bank eine kleine, Bunga benannte Insel liegt <sup>3)</sup>. Oestlicher endet das Riff mit einer breiten Spitze (Dillon's Point Colly) an den zur Lushington-Bai führenden Pässen, an deren anderer Seite es mit dem Point Sepings wieder beginnt und ganz in derselben Art, wie früher längs der Nord- und Ostküste von Combermere entlang zieht, bis es dem Cap Brightman gegenüber plötzlich dem Lande sich zuwendet und sich mit dem Küstenriff verbindet.

Von Cap Palmer, das die Eingeborenen Neschu nennen, und in dessen Nähe das Dorf Nama (oder Ngama) liegt, geht die Küste nach Nordosten bis zur Nordostspitze der Insel, Cap Wanu, das seinen Namen von dem nahe dabei liegenden Dorfe erhalten hat <sup>4)</sup>. Hier beginnt die nördliche Küste, an der sich zuerst die Bai Raule und weiterhin das Cap Harrington (Kayamu), das nördlichste der Insel, findet; sie endet mit dem Cap Hayes (Mambili), an dem die Bai Lushington beginnt.

Wie schon früher gesagt, liegt die kleinere Insel Combermere in

<sup>1)</sup> Auf Dillon's Karte heisst er Guilliffe.

<sup>2)</sup> S. oben S. 378 Anm. 2.

<sup>3)</sup> Man vergleiche d'Urville 5, 220.

<sup>4)</sup> Dillon nennt es auch Murdererspoint, nach der angeblich dort vorgefallenen Ermordung von Gefährten la Pérouse's, die sich aber in Wanu nicht zugetragen hat.

einer Einbiegung der Nordostküste der großen Insel und ist an ihrer Südspitze, Cap Bryant, von dem gegenüber auf Wanikoro liegenden Cap Chester nur durch eine schmale Strafe getrennt, welche Dillon-Pafs (Passe de l'est) heißt. Dadurch entstehen zwischen beiden Inseln zwei Baien, welche die bis jetzt besuchtesten und die bekanntesten Theile von Wanikoro sind, die westliche die Lushington-Bai (Manewai) auf der Westseite von Combermere, die sich nach Norden wendet, die östliche die gegen Osten offene Bayley-Bai (Tewai) im Südosten von Combermere.

Lushington-Bai ist eine etwa zwei Seemeilen gegen Süden sich ausdehnende Bucht, die an der Mündung fast eine Seemeile Breite hat. Im Grunde derselben liegt die kleine, mäsig hohe Insel Manewai (Dillon's Direction), und der Theil der Bai um dieselbe ist fast ganz ohne Korallenriffe, aufser an den damit eingefassten Küsten, hinreichend tief, mit sicherem Grunde (weicher Schlamm) und ganz von Land umgeben und geschützt. Hier lag Dillon nordöstlich von der Insel vor Anker; noch geschützter ist der Ankerplatz zwischen ihr und der großen Insel (d'Urville's Hafen Mangadai), an dem auf einer trockenen, mit Bäumen besetzten Stelle des Küstenriffs das von d'Urville zum Andenken an la Pérouse errichtete Denkmal steht. So würde die Bai einen vorzüglichen Hafen bilden, wenn nicht, weil sie so sehr von Land umgeben ist, ihre Küsten noch ungesunder als das übrige Wanikoro wären, und wenn sie nicht durch so außerordentlich gefährliche Canäle mit dem Ocean in Verbindung stände. Der Hauptpafs, Hayes-Pafs (Passe du nord) führt von Norden her zwischen den Barrierriffen, welche die Nordküste der großen Insel und Combermere einschließen; er ist gegen das Meer hin breit und sicher, dann aber nähern sich die Riffe, und im engsten Theile liegen mehrere kleine bedeckte Bänke, welche die Fahrt sehr erschweren, obschon die Tiefe überall genügend ist. Der andere Pafs, Dillon-Pafs, führt zwischen der großen Insel und der Südspitze von Combermere (Cap Bryant) aus dem Grunde der Lushington- in die Bayley-Bai und ist so gefährlich, daß nur die Unmöglichkeit, gegen den Ostpassat aus der Bayley-Bai durch den Birch-Pafs auszulaufen, Dillon und d'Urville bewogen hat, ihn mit ihren Schiffen zu passiren. Er ist zwischen den Küstenriffen beider Inseln 600 Fufs breit und hat in der Mitte noch eine mit einigen Fufs Wasser bedeckte Korallenbank, welche zwei Canäle von drei bis vier Faden Tiefe bildet, von denen der südliche nur 60, der nördliche, einzig brauchbare, 90 Fufs breit ist.

Die Bayley-Bai, in welche der Dillon-Pafs führt, steht der Lushington-Bai an Werth weit nach. Sie ist gegen Osten offen und von geringerer Größe, dabei in hohem Mafse angefüllt mit großen

und kleinen Korallenbänken, die sich gewöhnlich senkrecht erheben, geschieden durch schmale, sehr tiefe Strafsen, in welche der Passatwind die Wellen des Meeres hineintreibt. Schutz gegen diese (und bei heftigen Winden auch nicht vollkommen) gewährt nur ein Ankerplatz nahe an der Küste der großen Insel im südlichsten Theile der Bai, den d'Urville nach einem verlassenen Dorfe der Eingeborenen Osili genannt hat. Gegen Osten führt die breite Birch-Strafse in den Ocean, die zwar das Einlaufen gestattet, allein wegen der vielen darin liegenden Korallenriffe bei den hier überwiegenden Passatwinden das Auslaufen unmöglich macht.

So zurückschreckend und abstofsend die ganze Umgebung der Insel dem Seefahrer erscheint, so wenig anziehend und einladend ist, wenn er durch alle Gefahren das Land erreicht hat, der Anblick der Küste. Man sieht Nichts als hohe dunkle Wälder, welche die Ebenen und die Berge bis auf die höchsten Spitzen bedecken; die Dörfer und Wohnungen der Einwohner sind selten, wenn je vom Meere aus erkennbar, eben so selten sind angebaute Stellen und die schlanke Cocuspalme, im Stillen Ocean fast die stete Begleiterin des Menschen. Und betritt man das Land, so zeigt sich der dichte, von Schlingpflanzen aller Art durchwachsene Urwald fast undurchdringlich, wo nicht der Eingeborene einen Pfad gemacht hat; im kühlen Schatten der hohen Bäume gedeihen niedrige und parasitische Pflanzen in Menge, der Boden ist beständig feucht und sumpfig. Daher ist es begreiflich, daß der Seefahrer, wenn er Anker geworfen hat, Nichts findet als Holz und Trinkwasser; Lebensmittel besitzen die Bewohner fast nur für ihren eigenen Bedarf.

Daß bei dieser Beschaffenheit des Landes und bei der Feuchtigkeit des Klima's frisches Wasser in Fülle sich findet, ist leicht zu begreifen. Es giebt Bäche und kleine Flüsse, welche die waldigen Sumpfebenen nach allen Richtungen durchschneiden, in Menge. So entdeckte Dillon deren zwei, die in den Grund der Swinton-Bai fallen, den Fraser und Greenlaw; der Russel mündet in die Bai Payu und halbwegs zwischen dieser und dem Cap Palmer der Tawaïma (Dillon's Chaigneau). Der Fluß, welcher dem Dorfe Nama Wasser liefert, heißt Wagane, ein anderer nahe bei Wanu Amia (nach Gaimard). Endlich münden in die Lushington-Bai der Mangadai (Dillon's Griffith) an der Westküste, der aus den nahen Bergen von Mongonifa kommt und beim Eintritt in die Küstenebene kleine Fälle bildet <sup>1)</sup>, und der Betham an der Südküste der Bai, wie die Bayley-Bai von Süden her den Ellis aufnimmt. Diese Flüsse geben alle, wenigstens

<sup>1)</sup> d'Urville 5, 179.

eine Strecke oberhalb ihrer Mündungen, gutes Trinkwasser; für die Schifffahrt sind sie sämmtlich zu unbedeutend.

Die Feuchtigkeit der Wälder hängt zuverlässig mit dem Klima Wanikoro's zusammen. Dafs die unter dem Namen der Musson bekannte Modification der Passatwinde nicht auf den indischen Ocean beschränkt ist, sondern sich auch auf eine bedeutende Strecke über den Westtheil des Stillen Oceans ausdehnt, ist jetzt eine allgemein bekannte Thatsache. So findet sich auch in Wanikoro der Wechsel der Musson, freilich bereits, wie das östlicher immer mehr der Fall ist, mit dem Ueberwiegen des Ostmusson; wahrscheinlich tritt der Westmusson erst im December ein und dauert bis zum April <sup>1)</sup>). Bekanntlich ist der Westmusson die feuchte Jahreszeit, und daher fand d'Urville im Februar und März Westwind mit fortwährenden Stürmen und anhaltenden Regengüssen. Aber Dillon, der im September die Insel besuchte, traf bei Ostwinden nicht weniger ungestümes Wetter, Stürme, Regen und Gewitter in Ueberflufs; fast täglich sah er aus den Wäldern Dunstwolken aufsteigen; die oft die ganze Insel verhüllten, bis sie sich in heftigen Regenschauern entluden. Hieraus scheint man also schliessen zu dürfen, dafs auch wenigstens während eines Theils der Zeit, in welcher Ostwinde herrschen, starke Niederschläge vorkommen, und das Klima daher eine gröfsere Feuchtigkeit haben wird, als es auf anderen Inselgruppen des Oceans der Fall ist.

Ist dies begründet, so dürfte sich wohl aus der vereinten Wirkung von Hitze und Feuchtigkeit die Ungesundheit erklären, welche die Küstenebene Wanikoro's so verrufen gemacht hat. Als Dillon nach fast vierwöchentlichem Aufenthalt absegelte, herrschten auf seinem Schiffe die gefährlichsten Krankheiten; sie nahmen so zu, dafs sie ihn hinderten, seinen Plan, die Charlotte-Inseln zu erforschen, durchzuführen. D'Urville's Mannschaft blieb anfangs vollkommen gesund; zuerst erkrankte der Naturforscher Gaimard, der einige Tage am Lande unter den Eingeborenen zugebracht hatte, ihm folgten bald Mehrere, zumal da das Schiff in einer rings von Land umgebenen Bucht lag, und Hitze und Feuchtigkeit vermehrten die Zahl der Erkrankten dergestalt, dafs d'Urville sich genöthigt sah, ohne die beabsichtigten Untersuchungen vollenden zu können, abzusegeln, und die furchtbaren Fieber, welche der Aufenthalt in den Wäldern der Insel hervorgerufen hatte, verfolgten seine Mannschaft fast bis nach Europa. Und keineswegs darf man annehmen, dafs es sich hier um die Einwirkungen ununterbrochener Hitze und Feuchtigkeit auf nordische, an einen öfteren

<sup>1)</sup> Im Salomons Archipel beginnt er im December oder Januar, der Ostmusson im Mai oder Juni (*Nautical Magazine* 1843 p. 4).



Temperaturwechsel gewöhnte Naturen handelt; auch die Einwohner des nur 40 Seemeilen von Wanikoro entfernten Tikopia sprechen mit Schrecken von den furchtbaren Fiebern der Insel, die ihnen nicht weniger verderblich sind als den Europäern, und diejenigen, welche d'Urville nach Wanikoro begleiteten, wollten deshalb durchaus nicht am Lande schlafen, sondern kehrten jeden Abend auf die Astrolabe zurück.

Die Hitze und Feuchtigkeit, ohne Zweifel die Hauptursachen des mörderischen Klima's der Küstenebenen Wanikoro's, sind auch in Verbindung mit der Fruchtbarkeit des Bodens der Grund, daß die Vegetation, die fast das ganze Land bedeckt, so ausgezeichnet und üppig ist. Die Augenzeugen sprechen mit Entzücken von der wunderbaren Pracht der Urwälder, der Größe und Stärke der Bäume, der Mannichfaltigkeit und Schönheit der Gewächse. Was aber den Charakter der Flora der Insel betrifft, so bemerkte d'Urville eine auffallende Uebereinstimmung der Pflanzen, namentlich der Waldbäume, mit denen, die er in Neu-Irland und Neu-Guinea gesehen hatte, und augenscheinlich gehört in pflanzen-geographischer Hinsicht Wanikoro noch ganz dem Vegetationsgebiet an, das man mit Fug das Neuguineische nennen kann. Allerdings giebt es einige Pflanzen, die in Neu-Guinea noch nicht entdeckt sind, die auffallendste dürfte eine Art *Mangifera* sein, die der bekannten bengalischen ganz ähnlich ist <sup>1)</sup>; allein man darf nicht übersehen, wie wenig Neu-Guinea und die im Osten und Südosten daran stossenden Länder noch untersucht sind. Der ganze Küstenrand ist mit einem, bis auf drei oder vier Stellen ununterbrochenen Gürtel der bekannten Mangroven (*Rhizophora*) besetzt; unter den Waldbäumen sind die hervorstechendsten *Barringtonia*, *Calophyllum*, *Spondias*, *Inocarpus*, *Metroxylon*, *Areca*, *Calamus*, *Pandanus* u. s. w. Die Eingeborenen ziehen die gewöhnlichen Fruchtbäume und essbaren Wurzeln, die im ganzen Stillen Ocean verbreitet sind, um ihre Häuser, allein in geringem Masse und nur höchstens zum eigenen Bedarf; selbst die auf anderen Inseln so häufigen Cocuspalmen sind nicht in Menge vorhanden, nur klein und, da sie sich niemals im Urwalde zeigen, wahrscheinlich ursprünglich angepflanzt.

Wie die Flora der Insel, so hat auch ihre Fauna einen vollkommen neuguineischen Charakter, trotzdem daß die Naturforscher der französischen Expedition unter allen Thierklassen, namentlich unter den Fischen <sup>2)</sup>, manche neue Art entdeckt haben. Vom Mammalien findet sich in den Wäldern das gewöhnliche kleine Südseeschwein von

<sup>1)</sup> Dillon 2, 262 f.; Quoy bei d'Urville 5, 358.

<sup>2)</sup> Gaimard bei d'Urville 5, 351 f.

schwärzlicher Farbe, welches die Eingeborenen, allein nicht häufig, auch um ihre Häuser aufziehen, sonst außer Ratten noch eine neue Fledermaus-Art (*Pteropus vanikorensis*). Vögel sind nicht häufig und gewöhnlich sehr scheu; in den Wäldern sind Hühner, welche die Eingeborenen nicht gezähmt haben, dann drei Arten Tauben, und die Eisvögel und Baumläufer, die sich allenthalben im Ocean finden, endlich die gewöhnlichen Wasservögel auf den Bächen, Sümpfen und Riffen in großen Schaaren; ganz neu sind besonders drei Arten, ein *Turdus*, ein *Platyrhynchus* und eine Schwalbenart. Sehr auffallend ist, daß kein Beobachter Papageien gesehen hat, die auch in den Charlotte-Inseln nicht erwähnt werden, während sie sich doch in den Salomons-Inseln und neuen Hebriden, wie in Viti, Samoa und Tonga, selbst in dem kleinen, so nahe bei Wanikoro liegenden Tikopia finden. Fische, Mollusken und Zoophyten sind begreiflich überaus zahlreich und durch Mannichfaltigkeit der Bildung und Schönheit sehr ausgezeichnet, doch trotz vieler früher nicht bekannt gewesener Arten ganz von neuguineischem Charakter. Von Amphibien finden sich viele Schildkröten, auch Eidechsen; die Eingeborenen erzählten von großen Schlangen im Innern. Insekten sind, wie allenthalben auf den Inseln des Oceans, nicht sehr verschiedenartig, und den von Neu-Guinea und den Molukken sehr ähnlich; Fliegen, Moskiten und Ameisen sind überall verbreitete Plagen.

Hinter den Küstenebenen erheben sich im Innern der beiden Inseln Berge, die nur in seltenen Fällen (wie an der Westseite der Lushington-Bai und besonders bei Tanema), der Küste näher treten. Die bedeutendste Gebirgsmasse liegt im Westen der Lushington-Bai, zu der sie steil abfällt, während sie sich nach Westen und Süden hin sanfter herabsenkt; sie scheint von den Eingeborenen mit dem Namen Mongonifa bezeichnet zu werden <sup>1)</sup>. Den höchsten Punkt derselben, eine etwa 20 Seemeilen weit sichtbare Spitze, die gegen Osten hin einen weißlichen, nackten Felsabhang zeigt, über den sich nach Regengüssen Cascaden herabstürzen, nannte man d'Urville Kapogo, er maß ihre Höhe 2844 Fufs; andere Spitzen heißen Mirua und Neri. In dem halbinselartigen Osttheile der Insel, den die Baien Lushington und Swinton von dem westlichen Theile trennen, erheben sich zwei Berge, der Kimeli mit einer scharfen Spitze über den Dörfern Tanema und Napi an der Südküste und der Meluka an der Südseite der Bayley-Bai, und im Osttheil von Combermere liegt noch eine Bergmasse mit zwei Gipfeln, von denen der südliche Tangaroa, der nördliche Lelinga heißt. Ueber das Gestein dieser Berge sind wir nur sehr un-

<sup>1)</sup> Bei Dillon „Karls des Zehnten Berg“.

vollkommen unterrichtet, da kein Beobachter bis zu ihnen vorgedrungen ist; doch ist es nicht zu bezweifeln, daß sie vulkanischen Ursprungs sind, die von d'Urville mitgebrachten Stücke sind Dolerit, Basalt und Peperin <sup>1)</sup>.

Es ist gewiß merkwürdig, daß Wanikoro bereits im sechszehnten Jahrhundert von Europäern gesehen, und bald darauf sogar auch der Name des Landes ihnen bekannt geworden ist. Wahrscheinlich fällt nämlich die Entdeckung der Insel in das Jahr 1595. Als der spanische Admiral Alvaro de Mendaña de Neyra in diesem Jahre die berühmte Reise unternahm, um auf den 27 Jahre früher von ihm entdeckten Salomons-Inseln eine Niederlassung zu gründen, und, da er sie nicht erreichen konnte, auf dem Lande, welches er Santa Cruz nannte (Indengi der Eingeborenen), diese Colonie in der Bai Graciosa anzulegen versuchte, sandte er seinen Schwager Lorenzo Barretto ab, ein verschlagenes Schiff seiner Flotte aufzusuchen und zugleich die Südseite von Indengi zu erforschen. Auf dieser Fahrt sah Barretto südlich von Indengi zuerst zwei kleine Inseln, augenscheinlich das auch von Carteret und Entrecasteaux seiner isolirten, durch flaches Land verbundenen Berge halber für zwei Inseln gehaltene Tupua, und weiter im Südosten noch eine Insel, die ihm 8 spanische Meilen im Umfang zu haben schien, und die schwerlich eine andere als Wanikoro gewesen sein kann. Eilf Jahre später, als der spanische Capitain Pedro Fernandez de Quiros, der Entdecker Tahiti's, 1606 auf der bekannten Reise, auf welcher er die neuen Hebriden fand, die Inselgruppe Taumako erreichte, mit deren Bewohnern er nach anfangs feindlichen Berührungen bald in ein sehr inniges freundschaftliches Verhältniß trat, hörte er von ihnen als ein großes und berühmtes Land Manikolo nennen, und kam auf den Gedanken, geführt von einem Eingeborenen diese Insel aufzusuchen; allein er gerieth zu weit nach Osten, entdeckte Tikopia und gelangte von da nach Espiritu santo. So kam der einheimische Name, unter dem die Inseln in der Umgegend bekannt sind, schon früh zur Kunde der Europäer. Als Cook 1774 die große Insel im Süden von Espiritu santo aufnahm und sie von den Eingeborenen mit dem Namen Malikolo bezeichnen hörte, war es sehr begreiflich, daß er und der bekannte Geograph Fleurieu auf den Gedanken kamen, sie für das von Quiros erwähnte Land zu halten, eine Vermuthung, deren Grundlosigkeit schon eine genauere Prüfung der Angaben von Quiros hätte zeigen können, wengleich die

---

<sup>1)</sup> Der Naturforscher Quoy will sogar trotz der dichten Vegetation der Berge die von ihnen einst herabgeflossenen Lavaströme noch erkannt haben (bei d'Urville 5, 357).

Gleichheit des Namens für die beiden Inseln immer sehr auffallend erscheinen muß.

Es vergingen fast zwei Jahrhunderte, ehe nach Mendaña wieder Europäer Wanikoro erblickten. Der französische König Ludwig der Sechszehnte beschloß, durch die glänzenden Entdeckungen Cook's im Stillen Ocean wie an der Nordwestküste Amerika's angeregt, die Absendung einer wissenschaftlichen Expedition, um die durch Cook noch lange nicht vollendete Untersuchung der Küstenländer und Inselgruppen des Oceans fortzuführen, und übertrug das Commando der dazu bestimmten Schiffe, Boussole und Astrolabe, dem Capitain Jean François Galaup de la Pérouse. Im August 1785 verließ dieser treffliche Seemann Brest, umfuhr das Cap Horn und erreichte, nachdem er Chili, die Osterinsel und die Hawaiiigruppe berührt hatte, die Nordwestküste Amerika's, von der er einen Theil aufnahm, besuchte dann Californien und durchfuhr den Ocean, bis er im Januar 1787 in Macao anlangte. Nach einigem Aufenthalt daselbst und in Manila begab er sich an die Küsten von Korea und Japan und begaun damit die Erforschung des nordöstlichen Asiens, des Küstenlandes von Tungusien und der Inseln nördlich von Japan, welches der glänzendste Theil seiner Untersuchungen ist. Nach einem längeren Aufenthalt in Kamtschatka durchschnitt er den Stillen Ocean in seiner ganzen Ausdehnung, nahm die Navigator-Inseln (die Samoa-Gruppe) auf, wo der Capitain des Astrolabe, de Langle, und der Naturforscher Lamanon in einem Kampf mit den Eingeborenen erschlagen wurden, und ging dann, indem er die Gruppe Tonga und die Insel Norfolk berührte, nach der Ostküste von Australien, wo er (im Februar 1788) in der Botany-Bai die Flotte antraf, mit welcher der englische Capitain Phillip kurz zuvor angelangt war, um den Grund zu der in Neu-Südwaies beabsichtigten Niederlassung zu legen. Durch diesen sind seine letzten Berichte nach Europa gekommen, aus denen Milet-Mureau die Darstellung der ganzen Unternehmung abgefaßt hat. In einem aus der Botany-Bai geschriebenen Briefe <sup>1)</sup> giebt la Pérouse einen kurzen Bericht über die Aufgaben, die er zu lösen noch beabsichtigt hat; er wollte nach Osten bis zum Archipel Tonga vordringen, dann sich gegen Westen wenden, Neu-Caledonien, Santa Cruz und andere Inseln der Gegend erforschen und durch die Torres-Straße in den indischen Ocean gehen, so daß er im December des Jahres in Isle de France zu sein hoffte. Allein er kam daselbst nicht an, und als auch das ganze folgende Jahr vergangen war, ohne daß Kunde von ihm eintraf, begriff man, daß ihn ein schweres Unglück betroffen haben müsse.

<sup>1)</sup> *Milet-Mureau, Voyage de la Pérouse autour du monde* 4, 228.

Obwohl nun die politischen Ereignisse dieser Zeit die Gemüther der Menschen in Frankreich ganz beschäftigten und mit sich fortrissen, vergafs man dennoch des verunglückten Seemanns nicht. Im Februar 1791 beschlofs die National-Versammlung, den König zu bitten, eine Expedition zur Aufsuchung der Verunglückten anzurüsten. Dazu wurden zwei Fregatten, die Recherche und die Espérance, bestimmt und das Commando dem General Bruny d'Entrecasteaux übergeben; auf die Ausrüstung wurde die möglichste Sorgfalt gewandt, die Unternehmung auch zu einer für die Wissenschaft erspriesslichen zu machen. Das ist sie denn auch wirklich geworden, und die Aufnahmen und Karten des Ingenieurs Beautems-Beaupré, der ein Mitglied der Expedition war, werden noch jetzt mit Recht bewundert; allein der Hauptzweck, die schiffbrüchigen Landsleute oder Spuren von ihnen aufzufinden, wurde ganz verfehlt, und konnte auch bei der Weise, wie d'Entrecasteaux verfuhr, gar nicht erreicht werden. Dieser Mann war ein sehr tüchtiger Seemann, allein ganz und gar ein Seemann der alten Schule und dadurch für eine Unternehmung wie die beabsichtigte nicht geeignet; dazu fehlte ihm ein kleines Schiff, mit dem er jede Insel im Einzelnen genau hätte erforschen können, denn nur auf diese Weise durfte man hoffen, das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Statt dessen begnügte man sich, die Inseln aus der Ferne und in ihren allgemeinen Umrissen aufzunehmen; genauere Forschungen sind in den Gegenden, in denen man Spuren von la Pérouse zu finden erwarten konnte, nur an zwei Punkten unternommen worden (in Neu-Caledonien und Neu-Irland), und so erklärt es sich, dafs man keine Spur der Gescheiteren antraf, obschon die Insel, an der sie Schiffbruch gelitten, gesehen worden ist, und dafs allein die Wissenschaft von dieser Unternehmung Vortheil gezogen hat <sup>1)</sup>.

Im September 1791 verliessen die beiden Schiffe Brest und erreichten über Teneriffa das Cap der guten Hoffnung. Es war ursprünglich angeordnet, dafs sie auf dem von la Pérouse in dem erwähnten Briefe angegebenen Wege den Ocean durchschneiden und alle von ihm genannten Inseln besuchen sollten; allein eine am Cap erhaltene Kunde, es seien französische Uniformen im Besitz von Bewohnern der Admiralitäts-Inseln gesehen, bewog Entrecasteaux, davon abzugehen. Er begab sich daher vom Cap zuerst nach Vandiemensland, dessen Südostspitze er — (ohne Zweifel in Folge geheimer Aufträge der Regierung, die durch die kurz zuvor von den Engländern unternommene Ansiedlung in Neusüd-wales auf diese Gegenden aufmerksam geworden war) —

<sup>1)</sup> *Voyage de d'Entrecasteaux envoyé à la recherche de la Pérouse publié par de Rossel; Labillardière, Relation du voyage à la recherche de la Pérouse.*

genau untersuchen und aufnehmen liefs; von da ging er, Neu-Caledonien und die nördlichsten der Salomons-Inseln berührend, nach dem Carteret-Hafen in Neu-Irland und darauf nach den Admiralitäts-Inseln, wo er nichts von dem fand, was das Gerücht verheifsen hatte. Von da besuchte er Amboina (im September 1792), um sich mit den nöthigen Vorräthen zu versehen, und brach dann zum zweiten Male nach dem Stillen Ocean auf, um den ursprünglichen Auftrag auszuführen.

Unterwegs berührte er die südwestliche Küste Australiens, an der er den Archipel Recherche entdeckte, und zum zweiten Mal die Südspitze von Vandiemensland, deren Aufnahme er vollenden liefs; dann ging er zum Archipel Tonga, wo er keine Spur von la Pérouse fand. Von Tongatabu schiffte er nach Neu-Caledonien über und ankerte im Hafen Balade, wo die Nachforschungen ebenfalls fruchtlos blieben. Darauf begab er sich nach dem Archipel der Charlotte-Inseln (Santa Cruz), und bei dieser Gelegenheit sah er den 19. Mai 1793 eine Insel, die er Recherche nannte und die ihm 12 Seemeilen im Osten blieb; das war Wanikoro; er ahnte es nicht, dafs er damit den Ort von la Pérouse's Schiffbruch entdeckt hatte, und dafs damals noch Franzosen auf der Insel lebten <sup>1)</sup>. Nach einer oberflächlichen Untersuchung der Charlotte-Inseln besuchte Entrecasteaux den südlichen Theil des Salomons-Archipels, nahm die nördlichen Inseln der Gruppe der Luisiaden und die Küsten des östlichen Neu-Guinea wie die West- und Nordküste von Neu-Britannien auf, aber in grofser Ferne vom Lande und wenig genau im Einzelnen; die auf den Schiffen ausgebrochenen Krankheiten, denen Entrecasteaux selbst erlag, nöthigten obendrein zu einer schleunigen Rückkehr, und so erreichten die Schiffe nach kurzem Aufenthalt in Waigiu die Insel Java.

Um dieselbe Zeit, als Entrecasteaux Wanikoro erblickte, ist dieselbe Insel von mehreren europäischen Seefahrern gesehen worden, ohne für dieselbe erkannt zu sein. Im J. 1791 fand der englische Capitain Edwards in der Pandora, der nach Verhaftung der Meuterer, welche den Capitain Bligh von der Bounty in ein Boot ausgesetzt hatten, von Tahiti nach der Torres-Strafse ging, im Westen von Tikopia die Insel Wanikoro, die er Pitt benannte <sup>2)</sup>. Aufserdem haben mehrere von den Handelsschiffen, welche damals Verbrecher nach Neusüdwales brach-

<sup>1)</sup> Dillon konnte sich den Namen Recherche, den Wanikoro auf einigen Karten führte, nicht erklären; denn in dem Berichte von Labillardière, den er allein kannte, ist der Entdeckung der Insel keine Erwähnung geschehen.

<sup>2)</sup> Die Identität Pitt's mit Wanikoro geht aus Edwards Höhe (11° 50' 30" Br., 166° 45' 45" Länge) hervor. Entrecasteaux hatte auch Kunde von Edward's Entdeckung, suchte sie aber im Westen der Salomons-Inseln.

ten, auf dem Wege von da nach Indien und China, auf welchem sie, nachdem sie den über Tahiti als zu weit, den durch die Torres-Straße als zu gefährlich erkannt hatten, gewöhnlich auf der Ostseite der Hebriden und Salomons-Inseln und quer durch die Charlotte-Inseln fuhren, Wanikoro gesehen. So scheint sie 1796 von einem Capitain Hogan entdeckt und South benannt worden zu sein <sup>1)</sup>, und in einem Reisetagebuch aus dieser Zeit, das uns in der bekannten Zeitschrift *The Asiatic Journal* <sup>2)</sup> aufbewahrt ist, findet sich die Erwähnung, daß um dieselbe Zeit der Capitain des Schiffes Marquis Cornwallis 1799 eine Insel in dieser Gegend gesehen habe, ohne ihre Höhe bestimmen zu können; derselbe Capitain habe dann im Juni 1800, als er in dem Schiffe Friendship in die Nähe der Charlotte-Inseln gekommen, dieselbe Insel wieder aufgesucht und sei bei der Gelegenheit beinahe auf den sie umgebenden Riffen gescheitert. Daß auch dies Wanikoro gewesen ist, geht daraus hervor, daß die Friendship, die von Sidney kam, 12 Stunden später Tupua sah <sup>3)</sup>.

Wenn indessen an la Pérouse in Europa nicht weiter gedacht wurde, so lag das viel weniger daran, daß man mit den Resultaten der Unternehmung des Generals d'Entrecasteaux sich zufrieden gegeben hätte (man erwäge nur, zu welchen Anstrengungen das Verschwinden des beklagenswerthen Franklin in den letzten Jahren die englische und selbst andere Regierungen bewogen hat), als in dem Einfluß, den die Kriege der Revolution, das Auftreten und die glänzenden Thaten Napoleons auf die Gemüther der Menschen übten. Darüber wurde der verunglückte Seemann allmählich in Europa vergessen, und nicht systematische Nachforschungen, vielmehr ein eigenthümlicher Zufall führte zur Entdeckung des Ortes, wo la Pérouse's Schiffe gescheitert waren. Am Ende des vorigen Jahrhunderts hatte man zufällig entdeckt, daß auf den größern Inseln des Archipels Viti das Sandelholz, das von den Chinesen im Handel so gesucht wurde, sich fände, und dies hatte trotz der schrecklichen Wildheit und des argen Kannibalismus der Bewohner dieser Inseln englische und amerikanische Schiffe nach denselben geführt. So kam auch 1813 der Capitain Robson mit zwei Schiffen, Hunter und Elizabeth, nach der großen Insel Vanualevu,

<sup>1)</sup> In dem *Recueil de mémoires hydrographiques* des Admirals v. Krusenstern sind in dieser Gegend zwei Inseln angeführt aus einer Karte Purdy's, welche die Namen Hogan und South führen, die letzte etwa in 11° 30' Br. (1, 188); an einer andern Stelle sagt Krusenstern (1, 162), daß 1796 Capitain Hogan Tupua gesehen habe. Da nun im Süden von Indengi gewiß nur zwei Inseln liegen, so können jene beiden, die doch sehr wahrscheinlich Hogan's Entdeckungen sind, nur Tupua und Wanikoro gewesen sein.

<sup>2)</sup> *Asiatic Journal* 9, 131.

<sup>3)</sup> Viel später hat Duperry in der Coquille 1823 im August Wanikoro in der Ferne gesehen.

Sandelholz einzunehmen, und ließ sich dabei, um die Einwohner zur Lieferung des Holzes zu bewegen, sogar zur Theilnahme an ihren inneren Kriegen verleiten. Bei dieser Gelegenheit fiel bei einem Angriffe auf einen befestigten Platz eine Schaar Engländer in einen Hinterhalt; einer der Begleiter Robson's, Dillon, rettete sich mit einigen Seeleuten auf einen Felsen und gerieth hier in die äußerste Noth, aus der er nur durch die Gefangennahme eines Priesters der Eingeborenen, den er als Geißel benutzte, entkam. Nun verließ Robson mit seinen Schiffen die Insel, um sich nach Indien zu begeben.

In diese Ereignisse waren zwei Matrosen verflochten, die damals mit mehreren anderen in der bekannten gesetzlosen und barbarischen Art unter den Eingeborenen lebten, ein Deutscher aus Stettin, Wilh. Bushart, und ein geborener Indier, einer der Seeleute, die von den Europäern Laskaren genannt werden, der bei den Engländern den Namen Joe führte. Beide waren mit Dillon entkommen und folgten ihm, ohne die Absicht zu haben, die Inseln des Oceans zu verlassen. Auf der Fahrt stieß Robson auf die kleine Insel Tikopia, und da die Einwohner derselben sich sehr freundlich und gutmüthig zeigten, erbaten und erhielten jene beiden Männer die Erlaubniß, bei ihnen zurückzubleiben. Dann setzten Robson und Dillon ihre Reise fort, auf der sie einen Tag später die Berge einer Insel in der Ferne erblickten, die unser Wanikoro gewesen sein muß.

Nach einer Reihe von Jahren kam Dillon als Führer des Handelsschiffes Patrick auf einer Fahrt von Valparaiso nach Bengalen wieder in diese Gegend, und beschloß, (im Mai 1826) Tikopia aufzusuchen, um über die Schicksale jener Zurückgelassenen Kunde einzuziehen. Er fand sie beide zufrieden und in guten Umständen. Bei dieser Gelegenheit erhielt er von ihnen Geräthschaften europäischen Ursprungs und erfuhr zugleich, daß diese aus Wanikoro eingeführt seien, einer nahe liegenden Insel, welche die beiden Männer besucht hatten; es ließen diese Spuren gleich anfangs keinen Zweifel übrig, daß hier der Ort von la Pérouse's Schiffbruch aufgefunden sei. Die unerwartete Kunde regte Dillon nicht wenig auf; er beredete Bushart, ihn zu begleiten, und begab sich mit ihm nach Wanikoro; allein die Windstillen hinderten die Annäherung, und der Zustand des Schiffes wie die unzureichenden Lebensmittel bewogen ihn, seine Fahrt einstweilen fortzusetzen. In Calcutta gelang es ihm, den General-Gouverneur zu gewinnen, der das Schiff Research ausrüsten ließ und ihm übergab; mit diesem ging er 1827 über Vandiemensland und Neu-Seeland, wo Bushart, der ihn bis dahin begleitet hatte <sup>1)</sup>, zurückblieb, nach Tonga und

<sup>1)</sup> Er kam erst im Anfang des Jahres 1828 auf dem Schiffe des Capitain Kent nach Tikopia zurück (Earle, *Narrative of a Residence in Newzealand*, 204).



von da nach Tikopia. Hier bewog er einen augesehenen Mann, Rasia <sup>1)</sup>, ihn nach Wanikoro, wo er einige Jahre gelebt hatte und wohl bekannt war, zu begleiten, und so kam er endlich im September 1827 daselbst an und lief in die Bayley-Bai ein, aus der er sein Schiff durch den Dillon-Pafs in die Lushington-Bai brachte. Er blieb hier vier Wochen, eifrig und erfolgreich bemüht, Kunde über den Untergang der französischen Schiffe einzuziehen und Alles zu sammeln, was sich von ihnen im Besitz der Bewohner oder auf dem Riffe, auf dem die Schiffe gescheitert waren, befände; zu diesem Zwecke liefs er die ganze Insel mehrere Male durch seine Boote umfahren und die Küsten und namentlich das vor ihnen liegende Barrierriff genau erforschen. Sein Bericht ist der eines einfachen, ununterrichteten Seemannes; er steht in Allem, was wissenschaftliche Kenntnisse betrifft, dem seines französischen Rivalen natürlich weit nach, allein er ist auch frei von der trotz aller affectirten Einfachheit bei Dumont d'Urville öfter hervortretenden Geschraubtheit und liefert im Grunde doch ein klareres und anschaulicheres Bild von dem Zustande Wanikoro's und seiner Bewohner, wie dieser.

Während Dillon diese Untersuchungen anstellte, war der französische Capitain Dumont d'Urville beschäftigt, in der Astrolabe die Inseln des Oceans zu erforschen; er befand sich, als Dillon Wanikoro erreichte, am westlichen Ende von Neu-Guinea bei Waigiu. Von da ging er nach den Molukken, sich mit den nöthigen Vorräthen zu versehen, und darauf zur Fortsetzung seiner Forschungen nach Vandiemensland, wo er die erste Kunde von Dillon und seiner Unternehmung erhielt. Sie bewog ihn sogleich, alles Andere bei Seite zu setzen und dem Engländer zu folgen. Ueber Tikopia, wo er, da Bushart und der Laskar sich weigerten, ihn zu begleiten, zwei angeblich von ihrem Schiffe desertirte englische Matrosen, Hambilton und Williams, als Dolmetscher mit fortführte, erreichte er endlich im Februar 1828 Wanikoro und führte sein Schiff ganz wie Dillon in die beiden Häfen der Nordostküste, in denen er ebenfalls vier Wochen blieb, beschäftigt in gleicher Art wie Dillon, Nachrichten über den Schiffbruch einzuziehen und zu sammeln, was sich noch von den französischen Schiffen vorfand; auch liefs er ein kleines Denkmal auf einem trockenen Theile des Riffs der Lushington-Bai der Insel Manewaï gegenüber errichten.

Während dessen war die Nachricht von Dillon's unerwarteten Entdeckungen auch nach Europa gelangt, und die französische Regierung hatte sogleich den Capitain der Korvette Bayonnaise, Legoarrant de Tromélin, abgesandt, um die Wahrheit von Dillon's Berichten zu

---

<sup>1)</sup> So wird doch das *Rathea* Dillon's lauten.

prüfen. Diese Reise hat zwar schätzbare Beiträge zur Kenntniss mancher bisher wenig bekannter Inseln des Oceans geliefert, allein unsere Kenntniss von Wanikoro wenig erweitert. Ueber Tikopia, wo sich der Laskar Joe verleiten liefs, das französische Schiff zu begleiten, kam Tromélin mehrere Monate nach d'Urville in Wanikoro an; von den genauen Untersuchungen seiner Vorgänger unterrichtet, dazu der Gefahren, welche die schwer zugänglichen klippenreichen Küsten der Insel und ihr mörderisches Klima dem Seefahrer bereiten, nicht unkundig, hielt er eine weitere Erforschung für überflüssig, und begnügte sich, seine Boote in die Lushington-Bai zu senden, wo sie das von d'Urville errichtete Denkmal unverletzt fanden.

Nach Tromélin ist nur noch ein unbedeutender Versuch gemacht worden, unsere Kunde von Wanikoro auszudehnen. Erst aus Dillon's Werk hatte d'Urville ersehen, dafs sein Rival den Platz entdeckt zu haben glaubte, auf dem die schiffbrüchigen Franzosen sich ein Schiff gebaut hätten. Bei der zweiten grossen Reise, die er mit den Schiffen Astrolabe und Zélée unternahm, beschlofs er, diese Entdeckung zu prüfen <sup>1)</sup>, und da er 1838 im November die Küste von Wanikoro erreicht hatte, begab er sich mit den Booten an das Land, fand die beiden Pässe des Barrierriffs, die Dillon Savage und Adams benannt hatte, und bestätigte die Vermuthung desselben über den Ort des Schiffbaues durchaus. Dafs sonst nach Tromélin noch irgend ein anderer Seefahrer (mit Ausnahme des Capitain Bond in der Anastatia, der hier 1835 Wasser und Holz einnahm und noch viele aus den Zeiten des Schiffbruchs herrührende Geräthe einhandelte), Wanikoro besucht hätte, ist mindestens nicht bekannt geworden.

Was nun aber den Untergang von la Pérouse betrifft, so beruht unsere Kunde davon allein auf den Nachrichten, welche Dillon und d'Urville 40 Jahre nach diesem Ereignisse darüber von den Eingeborenen einzuziehen vermochten. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, dafs diese Nachrichten schwankend, oft widersprechend, unsicher und unvollständig sind, ganz besonders aber aus zwei Gründen. Einerseits erschwerte die Erkundigungen die Unkenntniss der wanikoresischen Sprache. Allerdings haben deshalb beide Seeleute die Vermittelung der Tikopier gesucht, die sich mit den Wanikoresen zu verständigen vermögen; allein d'Urville's Dolmetscher war ein Matrose, der kaum ein Jahr in Tikopia gewesen war und schwerlich sehr viel von der Sprache dort gelernt hatte, und selbst Dillon's Begleiter, ein geborener Tikopier, der schon früher in Wanikoro gelebt hatte, kannte doch die Sprache der Einwohner nur unvollkommen. Ein anderes Hindernifs

<sup>1)</sup> Dumont d'Urville, *Voyage au pôle sud et dans l'Océanie*, 5, 7 f.

lag in dem Mißtrauen und Argwohn der Eingeborenen. Die dringenden und sorgfältigen Nachforschungen der Europäer scheinen bei ihnen den Verdacht hervorgerufen zu haben, es handle sich um eine Bestrafung für die Angriffe auf die Gescheiterten und die Beraubung der Schiffe, und dies erzeugte ihre Abneigung, Aufschlüsse zu geben, und das finstere Mißtrauen, das schon gegen Dillon in ihren Aussagen deutlich hervortritt, noch viel mehr aber in d'Urville's Berichten erkennbar ist, der freilich ächt französisch schon in Tikopia die Einwohner ausdrücklich damit bekannt gemacht hatte, daß die Schiffbrüchigen seine Landsleute gewesen seien, und sich dadurch manche Quelle der Erforschung selbst verschloß.

Was sich nun aus der Vergleichung aller der Berichte ergibt, welche von den Eingeborenen beiden Schriftstellern über das Ereigniß mitgetheilt sind, ist Folgendes:

Welchen Weg la Pérouse, nachdem er im Februar 1788 Botany-Bai verlassen hatte, einschlug, läßt sich natürlich nicht ermitteln; daß er nach d'Urville Tonga und Neu-Caledonien erforscht habe, ist bloß aus dem bereits erwähnten Briefe geschlossen <sup>1)</sup> und nicht zu erweisen. Sicher ist, daß seine beiden Schiffe an dem Barrierriff vor der Südwestküste von Wanikoro scheiterten, und zwar nicht zu gleicher Zeit; das erste lief in der Nacht auf und versank sogleich in die Tiefe des Oceans, ohne daß sich etwas davon erhalten hätte, das zweite scheiterte erst am Morgen darauf an einer andern Stelle des Riffs, auf dem es lange als Wrack gelegen hat. Wann dies sich zugetragen hat, läßt sich wenigstens annähernd bestimmen. D'Urville's Meinung, die Schiffe seien bei Südostwind gescheitert, hat schon nach der Lage des Riffs geringe Wahrscheinlichkeit; die Einwohner erzählten Dillon, es sei bei Gelegenheit eines furchtbaren Orkans geschehen, der viele Fruchtbäume entwurzelt hätte; solche Orkane sind hauptsächlich der Zeit des Westmusson eigenthümlich, und Rasia's Nachricht, daß zur Zeit des Schiffbruchs Planken der Schiffe bis nach Tikopia getrieben wären, weist auch darauf hin, daß der Schiffbruch bei Westwind vorfiel. So wird er also spätestens in den März oder April 1788 fallen, da der Westwind hier nicht länger weht. Der Punkt des Riffs, auf dem das zweite Schiff scheiterte, ist etwas im Westen vom Adams-Pafs. Es wurde auf die Oberfläche des Riffs geworfen, wo es sich noch lange Zeit erhalten hat, da es den Schiffbrüchigen die Mittel zu ihrem Schiffsbau lieferte; noch jetzt liegen auf dem Boden des Riffs metallene Geräte (Anker, Kugeln, Kanonen u. s. w.) zerstreut, und hier haben die Einwohner fast alle die eisernen Werkzeuge aufgefischt, die ihnen ein hal-

<sup>1)</sup> d'Urville 5, 224.

bes Jahrhundert hindurch zum Verkehr gedient haben. Ueber den Punkt, an dem das erste Schiff scheiterte, weichen die Nachrichten sehr ab. Dillon erfuhr bald, es sei bei Wanu, bald bei Payu geschehen, einige nannten auch Tanema; gleich verschiedene Nachrichten berichtete man d'Urville, doch waren die meisten und zuverlässigsten der von ihm gehörten Zeugen für Tanema. Dillon glaubte annehmen zu müssen, daß dies Schiff etwas westlicher von dem anderen gestrandet sei, allein d'Urville's Annahme, daß es auf dem Riff vor Tanema den Untergang gefunden habe, verdient augenscheinlich den Vorzug, und Dillon ist offenbar durch Rasia absichtlich irre geführt, der mit den Bewohnern von Tanema in sehr freundschaftlichen Verhältnissen stand <sup>1)</sup> und die Aufmerksamkeit der Europäer um so mehr von ihnen abziehen suchen mußte, je mehr sie, wie sie glaubten, die Rache derselben zu fürchten hatten.

Denn von diesem ersten Schiffe hatte sich ein Boot mit Europäern an die Küste gerettet; diese haben die Einwohner von Tanema, die sie (wie die Bewohner der Insel die Weissen überhaupt) für Geister hielten, angegriffen und fast alle getödtet; ihre Leichen, gräßlich von Haifischen verstümmelt, lagen am Strande umher. Nur vier Franzosen entkamen und vereinigten sich mit den Schiffbrüchigen des zweiten Schiffes. Von diesem nämlich scheint durch den Schiffbruch selbst keiner das Leben verloren zu haben, und wenn sie auch mit den Bewohnern des nächsten Districts Payu in Streit geriethen, so gelang es ihnen doch bald, diese zu gewinnen und durch Geschenke ihre Häuptlinge zu einem Frieden zu bewegen, in Folge dessen die Eingeborenen Lebensmittel an die Fremden vertauschten. Sie begaben sich darauf an die Küste der Payu-Bai und begannen hier aus den Resten ihres Schiffes den Bau eines neuen mit zwei Masten an einem Platze an der Mündung des Flüsches Russel, der noch jetzt von hohen Waldbäumen frei ist und einzelne Stümpfe von Bäumen zeigt, die mit Beilen gefällt sind. Allein das Verhältniß zwischen den Gescheiterten und den Eingeborenen scheint nicht gerade das beste gewesen zu sein. Zwar erzählen die Letzteren, sie hätten den Mara, wie sie die Franzosen nannten, als Geistern große Ehrfurcht erwiesen, und seien ihnen nie anders genaht, als mit einem Handkuß (womit sicher eine ihnen eigenthümliche Begrüßungsform gemeint ist), allein die Europäer hätten doch um ihr Lager einen festen Zaun gebaut, es sei zwischen beiden Völkern öfter zu Kämpfen gekommen, in denen von beiden Seiten Männer erschlagen seien, die Schädel der Fremden seien noch bei Dillon's Besuch in den Tempeln der Eingeborenen zu sehen gewesen, und wenn

<sup>1)</sup> Dillon 2, 139.

Dillon und d'Urville sie darin vergeblich gesucht haben, so beweist das natürlich nichts gegen die Wahrheit dieser Behauptung. Einzelne Züge, welche die Berichtstatter Dillon mittheilten, sind in hohem Mafse eigenthümlich und interessant; die Geister seien ganz den Menschen ungleich gewesen, ihnen habe wenige Speise wie eines Mannes Finger grofs genügt (ohne Zweifel sind die Schiffbrüchigen auf die in ihrem Schiffe erhaltenen Vorräthe angewiesen gewesen und haben bei dem Mangel an Lebensmitteln auf der Insel nur wenig von den Einwohnern erhalten können), gleich nach dem Essen hätten sie unaufhörlich an ihrem Schiffe gearbeitet, im Gesicht hätten sie fußlange, von der Nase ausgehende Vorsprünge gehabt, der Häuptling habe beständig zur Sonne und den Sternen gesehen und sie angebetet, ein anderer auf einem Bein mit einer langen Eisenstange Wache am Zaun gehalten. Man erkennt in diesen Erzählungen ohne Mühe alte Lieder, zu denen die Wirkung eines so außerordentlichen Ereignisses, wie der Aufenthalt der Franzosen in Wanikoro, die Phantasie der Eingeborenen anregte; aus diesen Liedern ist es auch ohne Zweifel zu erklären, dafs noch vierzig Jahre später so viel Einzelnes über diese Ereignisse berichtet, dafs noch die Namen der Häuptlinge genannt werden konnten, welche in den Kämpfen mit den Franzosen umgekommen sind.

Nachdem das Schiff vollendet war, segelte der gröfste Theil der Schiffbrüchigen auf ihm ab, fünf bis sieben Monate nach dem Schiffbruch, also im August oder September 1788 <sup>1)</sup>). Dieses Schiff ist auch nicht nach Europa zurückgekehrt, vielmehr irgendwo im Ocean untergegangen; es ist schwerlich zu erwarten, dafs wir noch über sein Schicksal etwas Zuverlässiges erfahren werden. Schon 1791 war eine Nachricht verbreitet, nach der man an der Westseite der Salomons-Inseln Spuren von einem gescheiterten Schiff entdeckt haben wollte, eine Nachricht, gegen deren Zuverlässigkeit erhebliche Bedenken geltend gemacht wurden; 1811 wurde in Sidney berichtet, dafs in derselben Gegend Spuren gescheiterter Europäer bemerkt seien, eine Kunde, die nicht mehr Vertrauen verdiente, als jene, obschon d'Urville, darauf sich stützend, die Meinung aussprach, das neugebaute Schiff werde in dieser Gegend gescheitert sein. Allein wahrscheinlicher ist, dafs es in der Torres-Strafse seinen Untergang fand. Diese hatte la Pérouse durchfahren wollen, und sie war auch der nächste Weg für ihn nach Isle de France. Im J. 1818 fand der Capitain Walsh in der Torres-Strafse auf der Insel Mer einen indischen Laskaren, der einige Jahre dort gelebt hatte und unter den Eingeborenen viele europäische Geräthe verbreitet fand, die nach ihrer Angabe einem 30 Jahre früher dort ge-

---

<sup>1)</sup> Dillon 2, 195; d'Urville 5, 189, 191.

scheiterten Schiffe entnommen waren, dessen Mannschaft sie gemordet hatten. Das ist leider nicht genauer erforscht worden <sup>1)</sup>.

In keinem Punkte aber weichen Dillon und d'Urville mehr von einander ab, als in den Nachrichten über die in Wanikoro zurückgebliebenen Franzosen. Das ist außer Zweifel, daß einige derselben ihren Landsleuten nicht gefolgt sind, obgleich man kaum begreifen kann, was sie bewogen hat, in einem Lande wie dies und unter einem so wilden Volksstamme zu bleiben. Wie groß die Zahl der Zurückgebliebenen gewesen ist, läßt sich nicht bestimmen; wenn gewöhnlich nur von zwei die Rede ist, so scheint das so verstanden zu sein, daß diese alle Uebrigen überlebt haben. Nach d'Urville's Erkundigungen wären sie alle schon bald nach der Abreise des Schiffes gestorben, und dies erschien ihm bei der großen Ungesundheit des Landes sehr wahrscheinlich. Dagegen hörte Dillon von vielen Seiten übereinstimmend den Bericht, daß zwei — man wußte sogar, daß es ein Häuptling und ein Gemeiner gewesen — bis in die letzten Zeiten hier gelebt hätten; der Laskar Joe wollte sie selbst noch bei seinem Besuche in Wanikoro 1820 gesehen und gesprochen haben <sup>2)</sup>. Von ihnen sei der eine, der bei einem Stamme in der Nähe von Payu gelebt, drei Jahre vor Dillon's Ankunft, also 1824, gestorben; der andere, der bei dem Häuptling von Pakori gewohnt, kurze Zeit darauf mit diesem in einen Kampf verwickelt worden und auf eine der benachbarten Inseln entflohen. An der Wahrheit dieser Berichte zu zweifeln, scheint kein Grund vorhanden zu sein; sie waren so bestimmt und zuverlässig, daß sie Dillon bewogen, von Wanikoro aus nach Tupua und Indengi zu gehen, um dort sich nach dem Geflüchteten zu erkundigen; allein die unter seinen Leuten ausgebrochenen Krankheiten hinderten ihn, diese Nachforschungen länger fortzusetzen.

Es bleibt mir nun noch übrig, eine Schilderung des Volksstammes zu entwerfen, der Wanikoro bewohnt, so weit die freilich nur ungenügenden Berichte der europäischen Reisenden dazu hinreichen.

Die Wanikoresen gehören dem Volksstamme des Oceans an, den man seiner Hautfarbe und der Bildung seiner Haare halber mit dem Namen der Australneger oder der Negrito zu belegen pflegt <sup>3)</sup>. Dieser Volksstamm, welcher, wenn man die Bewohner des australischen Continents und die bekannten Völkerreste von noch etwas zweifelhaftem

<sup>1)</sup> *Asiatic Journal* 8, 27.

<sup>2)</sup> Dillon 1, 33. Gegen d'Urville behauptete derselbe freilich (5, 116), er habe bloß von der Existenz von zwei bejahrten Europäern gehört.

<sup>3)</sup> Nach d'Urville (5, 113) bezeichnen die Tikopier sie mit dem Namen Fiji, eine auffallende Uebereinstimmung mit der in Tonga gebräuchlichen Aussprache des Namens Viti.

Ursprunge auf einigen der indischen Inseln davon trennt, den Inselgürtel von Neu-Guinea bis Neu-Caledonien bewohnt, zerfällt in eine Menge kleiner Völker, die bei gewissen allgemeinen, allen eigenthümlichen Zügen unter sich eine auffallende Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit darbieten; sie sind uns jedoch im Einzelnen viel zu wenig bekannt, als dafs wir schon zu bestimmen vermöchten, ob die Wanikoresen ein solches Volk bilden oder einem anderen angehören. Allerdings scheinen sie jedoch den Bewohnern von Indengi im Aeufseren wie in Sitten, Gebräuchen und im Bildungszustande sehr nahe zu stehen. Sollten spätere Forschungen ergeben, dafs sie in einzelnen Punkten von den ihnen stammverwandten Völkern erheblich abweichen, so dürfte Manches davon auf den Einflufs des hellfarbigen Volksstammes des Oceans kommen, der mit ihnen schon seit Jahrhunderten in engem Verkehr steht, und das ist die Folge davon, dafs ihre Insel in diesem Theile des Oceans das östlichste von dem dunkelfarbigem Menschenstamme bewohnte Land ist, das im Osten und Norden unmittelbar von Inseln (Tikopia, Taumako) begrenzt wird, deren Bewohner zu dem hellfarbigen gehören <sup>1)</sup>.

Was den Charakter der Wanikoresen im Allgemeinen betrifft, so weichen die Ansichten der Seefahrer, welche in Verbindung mit ihnen gerathen sind, darüber bedeutend ab. Bekanntlich ist Argwohn und Mißtrauen eine der hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten für alle Völker dieses Menschenstammes, und man darf sich daher nicht wundern, dafs es sich auch so bei den Bewohnern von Wanikoro findet, die sogar aus den schon früher erwähnten Gründen noch mehr Veranlassung als andere hatten, dies gegen die Europäer zu zeigen. D'Urville entwirft ein in hohem Grade ungünstiges Bild von ihnen: er schil-

---

<sup>1)</sup> Die Grenze zwischen beiden Volksstämmen im Ocean bietet manches Auffallende dar. Sie beginnt südlich von Neu-Caledonien und umschliesst die neuen Hebriden im Osten; dann geht sie zwischen Tikopia und Wanikoro und südlich von Taumako und den Inseln, die auf den Karten Swallow oder Mendaña zu heifsen pflegen, hindurch; an diesen Punkte berühren sich die beiden Volksstämme am nächsten, denn die südlichste der Swallow-Inseln liegt nur 8 Seemeilen nördlich von Indengi. Von da geht die Linie gegen Nordwesten und trennt Sikaiana (wie die Stewart-Gruppe der Karten heifst) von den Salomons-Inseln, und nördlicher Liuniuha (Lordhowe oder Ontongjava) und die nahe dabei liegenden Inseln von den gleich flachen Gruppen von Korallen-Inseln, die auf den Karten die neun Inseln und Marqueen benannt sind. Ob die kleinen Inseln im Ost und Nordost von Tombara und weiter im Westen die Admiralitäts-Inseln ganz von dem schwarzen Volksstamme bewohnt sind, ist nicht zu entscheiden, und vielleicht wohnen auch hier beide Volksstämme nahe bei einander; Pegan (David oder Frcwil der Karten) hat hellfarbige Bewohner. So ist das gewifs sehr auffallende Resultat, dafs nicht der breite Meeresarm im Norden und Nordosten der Inseln des dunkelfarbigem Stammes die Grenze bildet, sondern der hellfarbige Stamm fast überall kleine Inseln ganz in der Nähe der gröfseren von schwarzen Menschen bewohnten besetzt hat.

dert sie abstofsend, träge, furchtsam, stupid, in hohem Mafse habgierig und doch den Europäern feindselig; nur von ihrer Furcht vor seinen Flinten habe seine Sicherheit hier abgehangen. Man darf jedoch dabei nicht übersehen, dafs sie, wie schon gesagt ist, Gründe hatten, ihr Mißtrauen gegen d'Urville vorzugsweise zu zeigen, und dafs er, wie er selbst oft klagt, nicht mit den Tauschwaaren versehen war, die ihnen zusagten; ob sie aber wirklich bei der Abreise der Franzosen, wie diese befürchteten, den Plan gehabt haben, das Schiff zu überfallen, erscheint doch noch nicht ganz ausgemacht und könnte leicht ohne Grund aus der Zudringlichkeit gefolgert sein, mit der sie die letzten Augenblicke des Aufenthalts der Fremden benutzen zu müssen glaubten, um die möglichsten Vortheile von ihnen zu ziehen. Denn nicht blofs haben einzelne der Gefährten la Pérouse's viele Jahre lang ruhig und sicher unter ihnen gelebt, sondern der Naturforscher Gaimard, ein Gefährte d'Urville's, hat es gewagt, nur von einem Matrosen begleitet, eine Woche lang in dem Dorfe Nama an der Westküste fern vom Schiffe zuzubringen und, obschon er eine Flinte besafs, deren Besitz wohl die Einwohner reizen konnte, keinerlei üble Behandlung erfahren, vielmehr sie in hohem Mafse gastfrei, freundlich und gefällig gefunden und selbst bei Ausbrüchen des Zorns und der Leidenschaftlichkeit von Einzelnen nie etwas zu leiden gehabt. Auch Dillon machte ganz dieselben Erfahrungen; er fand sie, abgesehen von dem furchtsamen Mißtrauen, das sich in den Aussagen über la Pérouse zeigte, freundlich und zutraulich, durchaus ehrlich und dankbar; das gute Vernehmen wurde während seines ganzen Aufenthalts nicht einmal gestört. Und wenn man auch vielleicht berechtigt ist, dies zum Theil daraus zu erklären, dafs er bei ihnen durch einen Einwohner von Tikopia eingeführt wurde, der Jahre lang in Wanikoro gelebt hatte und dort wohlbekannt war, so fand doch auch später Capitain Bond die Einwohner friedlich und ruhig.

Wanikoro ist nicht stark bevölkert; das Innere ist mit dichten Urwäldern bedeckt und wahrscheinlich ganz unbewohnt, alle Einwohner leben an der Küste in den feuchten sumpfigen Ebenen. Dillon schätzte ihre Zahl auf höchstens 1000, d'Urville auf 1200 bis 1500.

In der körperlichen Bildung kommen die Wanikoresen zwar in den allgemeinsten Zügen mit den übrigen dunkelfarbigem Stämmen des Oceans überein, allein sie weichen von ihnen sonst auch und das vor Allem in der ihnen ganz eigenthümlichen Schädelbildung ab. Diese besteht darin, dafs das Gesicht auffallend länglich ist, indem der transversale Durchmesser desselben den des Schädels übertrifft, dafs die flache Stirn weit zurücktritt, die Nase tief eingedrückt ist; die französischen Naturforscher fanden hierin wie überhaupt im Körperbau



Analogieen mit der Bildung der Schädel einerseits der afrikanischen Neger, andererseits der Orangutang. Der untere vorspringende Theil des Gesichts ist regelmäfsig gebildet, die Lippen dick, das Kinn klein; die Augen sind ziemlich grofs und liegen tief zurück <sup>1)</sup>. Bei solcher Gesichtsbildung können sie den Europäern natürlich nicht schön und angenehm erscheinen: ihr Körperbau vermag den ungünstigen Eindruck, den das Gesicht macht, nicht zu mildern. Sehr wenige sind gut gebaut, fast alle klein, mager, wengleich thätig und nicht ohne Muskelkraft; sind die Männer noch erträglich, so doch die Frauen mit ihren trockenen herabhängenden Brüsten fast ohne Ausnahme in hohem Mafse abschreckend und widerwärtig. Die Farbe der Haut erscheint schwarz, obschon sie, wie gewöhnlich bei diesem Menschenstamme, nur ein sehr dunkles Braun ist, das Haar kraus und wollig. Es läfst sich schwerlich läugnen, dafs das Leben dieser Menschen in einem so überwiegend sumpfigen und ungesunden Lande viel zu einer solchen körperlichen Entwicklung beiträgt. Damit hängt es auch ohne Zweifel zusammen, dafs sie, und das oft über den ganzen Körper, mit krebsartigen Geschwüren bedeckt sind, und Aussatz, Elephantiasis und ähnliche Leiden, wie sie unter den Bewohnern des Oceans allenthalben so häufig vorkommen, sich bei ihnen in vorzugsweise reichlichem Mafse finden. Natürlich trägt das auch nicht dazu bei, sie dem Europäer anziehender zu machen.

Die Wanikoresen leben von dem Ertrage ihrer Pflanzungen (die Knollen des Arum scheinen ihre hauptsächliche Speise zu bilden), wie von den Früchten, welche der Urwald ihnen hier und da liefert (Mango, Inocarpus, Eugenia u. s. w.). Nächst dem sind Fische und Schaalthiere ein Hauptnahrungsmittel, das Fleisch der Schildkröten schätzen sie sehr. Bei der geringen Ausdehnung ihrer Pflanzungen ist es begreiflich, dafs sie, wie auch andere Bewohner der Inseln des Oceans, darauf gekommen sind, die efsbaren Wurzeln so zu behandeln, dafs sie für einen späteren Gebrauch aufbewahrt werden können; die Franzosen sahen sie zu dem Zweck die Knollen des Arum trocknen, Dillon die efsbaren Theile der Pfeilwurzel durch Auflösung in Wasser abscheiden und getrocknet zu kleinen Kugeln formen, die sie in Säcken aufheben. Auch verstehen sie es, Abwechselung in ihren Speisen hervorzubringen durch Verbindung verschiedener Pflanzenstoffe zu Gerichten, bei denen die Milch der Cocusnufs eine vorzügliche Rolle spielt; so sind sie in ihrer Nahrung keineswegs in solchem Grade roh, wie der Eindruck, den ihre Erscheinung macht, es vermuthen liefse. Fort-

<sup>1)</sup> So Quoy und Gaimard in der *Partie zoologique* in d'Urville's Reisewerk S. 35 f. Bei den Bewohnern der südlichen Salomons-Inseln scheint übrigens die gleiche Schädelbildung sich zu finden.

während kauen sie das Blatt der Betelpflanze <sup>1)</sup> mit der Nufs der Arecypalme und Kalk, was Mund und Zähne häßlich roth färbt; diese bei ihnen ganz allgemeine Sitte haben überhaupt wie die Bewohner des indischen Archipels so die nördlichen der dunkelfarbigen Stämme des Oceans, allein sie findet sich wahrscheinlich nicht weiter südöstlich verbreitet als bis Wanikoro und ist, was merkwürdig genug ist, ohne Zweifel von den Bewohnern dieser Insel auf ihre Nachbarn in Tikopia übergegangen, welche (mit Ausnahme der Bewohner der Marianen und der westlichen Karolinen) der einzige hellfarbige Volksstamm des Oceans sind, die sie angenommen haben. Dagegen kennen sie den bei den dunkelfarbigen Bewohnern von Neu-Guinea sich findenden Gebrauch des Tabacks nicht, und eben so wenig ist das bei den hellfarbigen Stämmen des Oceans allgemein verbreitete, aus den Wurzeln des *Piper methysticum* bereitete Getränk, das bekannte Kawa, bei ihnen bekannt. Anthropophagie, der fast alle dunkelfarbigen Stämme des Oceans in so hohem Mafse ergeben sind, ist bei ihnen nicht Sitte; das Zeugniß der Tikopier darüber scheint entscheidend zu sein <sup>2)</sup>. Die Zubereitung ihrer Nahrungsmittel geschieht, wie im ganzen Ocean, durch Vermittelung von erhitzten Steinen in Löchern im Erdboden, in welche man die Speise hineinlegt und die mit Blättern und Erde bedeckt werden.

Was die Kleidung der Wanikoresen betrifft, so stimmen sie mit den übrigen dunkelfarbigen Stämmen darin überein: dafs sie bei den Männern sich hauptsächlich nur auf die Schamtheile beschränkt, bei den Frauen vollkommener ist. Jene tragen um den Unterleib einen Gürtel von 4 Zoll Breite, der aus kettenartig zusammengesetzten Stücken gespaltenen und schön polirten Rotangs besteht, welche zum Schutz der Haut auf ein Stück Rindenzeug genäht sind; daran hängt vorn ein 3 Fufs langer schmaler Streifen Rindenzeug, den sie (wie die hellfarbigen Stämme die ähnliche Tracht, die sie Maro nennen) <sup>3)</sup> zwischen den Beinen hindurchziehen und hinten befestigen, oft hängt noch ein Palmzweig hinten am Gürtel gleich einem Schwanz herab <sup>4)</sup>. Die Frauen tragen ganz denselben Gürtel, allein statt des Zeugstreifens hängt bei ihnen eine Art Schürze oder Unterrock aus Matte oder Rin-

<sup>1)</sup> Welche Art Piper zum Kauen dient, findet sich nirgends berichtet, wahrscheinlich ist es wie in Tombara *Piper scriboa*.

<sup>2)</sup> d'Urville 5, 113.

<sup>3)</sup> Dafs überhaupt diese Tracht der Männer, die vollständiger ist, als sie bei den dunkelfarbigen Stämmen sonst zu sein pflegt, von den hellfarbigen entlehnt ist, dürfte daraus hervorgehen, dafs sie sie mit dem Namen derselben *malo* oder *malu* bezeichnen.

<sup>4)</sup> Hätten sie Hörner, so glichen sie ganz dem Teufel, fügt der ehrliche Dillon hinzu (2, 154).

denzeug von ihm herab, der bis zum Knie geht; sie ziehen sich auferdem noch einen Gürtel über die Brust dicht unter den Warzen, was sie sehr entstellt. Die Kinder gehen bis zum zehnten Jahre nackt, erst dann erhalten sie Kleider und beginnen zugleich, Betel zu kauen.

Wie alle dunkelfarbigen Stämme wenden sie, und zwar hauptsächlich nur die Männer, auf die Verzierung ihres Haares große Sorgfalt. Sie lassen es möglichst lang wachsen und schneiden es nie ab; dann kämmen sie es nach hinten zurück, binden es zusammen und umwickeln den so entstehenden länglichen Haarbusch mit Zeug, wozu sie mit entschiedener Vorliebe rothes wählen, wenn sie es sich verschaffen können; so hängt dieser cylinder- oder zuckerhutähnliche, noch mit Blättern verzierte Putz über den Rücken herab. Ja junge Leute verschaffen sich wohl, wie sich Aehnliches auch bei den Bewohnern der Inseln der Torres-Strafse findet, Haare von Todten und verstärken damit das natürliche Haar nach Art der Perrücken. Von Frauen tragen nur einige jüngere denselben Putz, die meisten das Haar ganz ungeschmückt und kurz abgeschnitten; auch die älteren Männer pflegen auf ihr Haar weiter keine Sorge zu wenden, als daß es einige etwa mit Kalk pudern.

Die übrigen Verzierungen, die sie um verschiedene Theile des Körpers tragen, sind beiden Geschlechtern gemein; jedoch häufiger und in größerer Fülle bei den Männern. Alle durchbohren die Nasenwand, einige selbst noch die beiden Nasenflügel; sie tragen darin Hahnfedern, die als Zierrath überhaupt sehr geschätzt sind, Stäbe von Holz und Bambus, Muschelstücke, seltener Schildpattringe wie in den Ohren. Diese durchbohren sie und erweitern durch die Schwere der Ohrgehänge die Löcher selbst bis zu einer Länge von 6 Zoll; die Gehänge bestehen aus Ketten von zehn bis zwanzig und noch mehr großen Ringen aus Schildpatt, auch aus weissen Muscheln, ein Putz, der ihnen ein sehr eigenthümliches Ansehen verleiht, und auf den sie einen noch höheren Werth setzen, als auf ihre Waffen, ohne Zweifel, weil sie das Material dazu nicht in großer Menge sich verschaffen können. An anderen Theilen des Körpers, am Gürtel und um den Hals, die Arme, Beine und Knöchel befestigen sie ähnliche Ringe von Schildpatt, auch von Muscheln und aus Stücken Matte, mit kleinen Muscheln nicht ohne Geschmack durchflochten. Eine andere Art der Verzierung besteht darin, daß sie den Körper mit Cocusöl salben und mit schwarzer Farbe bestreichen; sie haben auch in beschränktem Mafse den künstlichen Putz, der sonst bloß den hellfarbigen Stämmen eigenthümlich und unter dem Namen Tättowirung allgemein bekannt ist <sup>1)</sup>, angenommen und

<sup>1)</sup> An ihrer Statt haben sonst alle dunkelfarbigen Stämme wie die Bewohner

tragen daher phantastische Bilder von Fischen, Eidechsen u. s. w., allein bloß auf dem Rücken; bei der Dunkelheit ihrer Haut ist es jedoch meist nur wenig sichtbar.

Wie schon erwähnt, ist das Innere von Wanikoro ganz unbewohnt; die Einwohner leben alle auf den flachen sumpfigen Küstenebenen. Ihre Häuser sind viel zierlicher, reinlicher und bequemer, als man bei einem Volke erwarten sollte, das in solchem Mafse den Eindruck der Rohheit macht. Sie treiben zuerst drei Reihen von starken Pfosten, von denen die mittlere 12 bis 15, die beiden anderen 4 bis 5 Fuß hoch über dem Boden hervorragen, 3 Fuß tief in denselben; über jede dieser Pfeilerreihen legen sie einen horizontalen Balken und auf die beiden äußeren Querbalken von leichterem Holz, die bis an den Mittelbalken gehen und an beiden Enden durch Stricke von Cocusnufsfasern gut befestigt werden. Auf diese legen sie dicke Matten von Cocusblättern, die bis über die Seitenbalken hinaus bis in die Nähe des Erdbodens reichen. Die Wände der Häuser, welche gewöhnlich 10 bis 12 Fuß Länge und 6 bis 10 Fuß Breite haben, bestehen ringsum aus ähnlichen Matten; nur an einer oder an einigen Stellen bleiben Oeffnungen, welche die Stelle der Thüren und zugleich der Schornsteine vertreten. In der Mitte des festgestampften Fußbodens des Hauses ist ein viereckiger Platz, der 2 Fuß tiefer liegt als der Boden und mit kleinen Steinen gut gepflastert ist; darauf brennt stets ein Feuer, theils um die Speisen zu bereiten, für welche die bereits geschilderte künstlichere Zubereitung nicht nöthig ist, dann auch zur Vertreibung der Moskiten, und an den beiden Enden des Feuerplatzes stehen auf Pfosten Plattformen von Bambus, auf denen die Kochgeräthe und die auf Reisen gebrauchten Säcke liegen und die Netze getrocknet werden. In diesen Häusern sitzen und schlafen sie auf Matten; beim Schlafen liegen die männlichen und die weiblichen Mitglieder der Familie stets für sich zusammen auf besonderen Plätzen, allein die jungen unverheiratheten Männer eines Dorfes schlafen immer alle zusammen in den Tempeln, die noch später geschildert werden sollen. Wenn sie des Landbaues oder Fischfangs halber diese festen Wohnplätze verlassen und andere Gegenden für eine Zeit besuchen, errichten sie sich da ähnliche Häuser, nur leichter und von geringerer Dauer. Nur selten stehen die Häuser einzeln, sie sind gewöhnlich zu kleinen Dörfern verbunden, die größtentheils aus 10 bis 20 Häusern bestehen und meistens nicht mehr als höchstens 60 Bewohner haben; Tewaï auf Combermere, das größte Dorf von

---

des australischen Continents nur die ähnliche Verzierung, welche darin besteht, daß sie durch Einschnitte in der Haut gewisse Bilder darstellen und indem sie die Heilung hindern, das Hervorstehen der Narben bewirken.

allen, die erwähnt werden, hatte 20 bis 30 Häuser und gegen 200 Bewohner.

Die Wanikoresen treiben, in beschränktem Mafse wenigstens, wie alle dunkelfarbigen Stämme, Landbau. Sie pflanzen in besonders dazu angelegten Gärten die ihnen Nahrungsstoffe liefernden Pflanzen, hauptsächlich Arum, Zuckerrohr, Bananen <sup>1)</sup>; dazwischen stehen die Bäume, deren Früchte sie benutzen, ohne Ordnung zerstreut, und Fußstege führen allenthalben zwischen den Feldern hindurch. Durchweg sind diese Pflanzungen aber schlecht unterhalten; von der Sorgfalt, welche die hellfarbigen Stämme auf sie verwenden, findet sich keine Spur; alles ist mit Unkraut bedeckt. In der Regel liegen sie in der Nähe der Häuser, allein zu großem Theil auch fern von diesen; es scheint fast, als sei es (in ähnlicher Art, wie in vielen Theilen der indischen Inseln) Sitte, nur auf gewisse Zeit lang einen Platz zu bebauen, dann ihn zu verlassen und einen anderen zu wählen. Um die Häuser ziehen sie auch einige, ohne Zweifel erst gezähmte Schweine auf; Hühner haben sie aber nicht gezähmt. Hieraus erklärt sich der übertriebene Preis, den sie namentlich für ihre Schweine von den Europäern forderten; Lebensmittel sind überhaupt theuer und nur in geringer Menge von ihnen einzubandeln; sie scheinen kaum für sich hinreichend anzubauen.

Eine andere Hauptbeschäftigung ist der Fischfang. Sie fangen Fische in Netzen und indem sie mit Pfeilen danach schießen; auch Schildkröten fangen sie in Netzen und achten Fleisch und Schale gleich hoch; Schalthiere sammeln die Frauen am Strande und auf den Riffen zur Nahrung. Zum Fischfang und zum Verkehr dienen ihnen Boote, deren sie gröfsere, mit Masten und Segeln versehene, und kleinere, die nur mit Rudern fortbewegt werden, besitzen. Alle sind von gleicher Banart, aus dem Stamme eines Baumes mit weichem Holz gehöhlt, 15 bis 20 Fuß lang; die innere Höhlung hat nicht mehr als 6 Zoll Breite, in diese stecken die auf dem Rande sitzenden Ruderer die Beine. Das Umschlagen zu verhüten, ist ein großer Ausleger an der Wetterseite angebracht, der durch Planken mit dem Schiff in Verbindung steht; in den größeren Booten liegt eine bis 6 Fuß breite, aus Flechtwerk gemachte Plattform darüber, auf der sie die Fracht und die Waffen liegen haben, und auf der, wenn Vertheidigung nöthig ist, die Kämpfer stehen. Die Segel sind von auffallender Gröfse. Obschon die Boote schnell sind, stehen sie doch in jeder Hinsicht den kunstvollen Fahrzeugen der hellfarbigen Stämme sehr nach; zu größeren Seereisen

<sup>1)</sup> Nach d'Urville auch Yams (*Dioscorea*); allein Dillon widerspricht dem (2, 273) bestimmt.

scheinen sie ganz unbrauchbar zu sein. Doch ist der Bau derselben eine ihrer vorzüglichsten Beschäftigungen; in Nama fand Gaimard einen ordentlichen Werft, auf dem sie zu gleicher Zeit sechs bauten, und der außerdem der Sammelplatz der Neugierigen und Geschäftslosen war.

Große Sorge wenden sie auch auf ihre Waffen. Sehr auffallend ist es, daß weder Dillon noch d'Urville davon andere bei ihnen sahen, als Bogen und Pfeile, weder Lanzen noch Keulen, die doch sonst alle Stämme des Oceans brauchen. Die Bogen sind 5 bis 6 Fuße lang, schön gearbeitet, stark, biegsam, aus röthlichem Holz, die Pfeile geschickt gemacht aus Bambus mit scharfen Spitzen aus Menschenknochen, die durch eine Art Harz befestigt sind. Diese Waffe ist durch ihre Stärke und Größe furchtbar, sie sollen auch im Gebrauch derselben sehr geschickt sein; allein noch mehr sind die Pfeile deshalb gefürchtet, weil sie sie zu vergiften verstehen. Es ist freilich auffallend, daß Dillon's und d'Urville's Versuche, dies durch Verwundung von Schweinen zu prüfen, ohne Erfolg blieben und die Thiere nicht starben; die Behauptung der Einwohner aber, daß das Gift bloß den Menschen, nicht den Thieren schade, ist unbedingt zu verwerfen. Indessen kann man doch d'Urville nicht beistimmen, der die Gefahr, welche die Waffe bringt, aus dem Abbrechen der scharfen Knochenspitzen und vielleicht auch aus dem Aberglauben erklärt, weil die Spitzen von Menschenknochen sind; denn Dillon sah selbst, wie dies Gift aus einer großen, einer Mango ähnlichen Frucht zubereitet wurde <sup>1)</sup>, auch verstehen sie, die damit beigebrachten Wunden durch Anwendung des Blattes einer kriechenden Pflanze zu heilen. Vermuthlich behält das Gift seine Kraft nicht lange.

An Kriegslust und Streitbarkeit fehlt es den Wanikoresen durchaus nicht. Niemand verläßt sein Haus, ohne bewaffnet zu sein; die Pfeile tragen sie dabei ohne Köcher in der Hand nach Art eines Fächers geordnet, um sie leichter und schneller gebrauchen zu können. Zwischen den kleinen Stämmen bestehen unaufhörlich Kriege und Zwistigkeiten, und die Einwohner von Tikopia rühmten die Sicherheit und den Friedenszustand, der auf ihrer anmuthigen Insel herrschte, im Vergleich mit der steten Gefahr und Ungastlichkeit namentlich im westlichen Wanikoro. Wie d'Urville verstanden haben wollte, sollte damals große Zwietracht zwischen den Bewohnern des nördlichen Combermere, der Ufer der Lushington-Bai und Wanu's einer und den von Tewaï, Nama, Payu und Tanema anderer Seits herrschen; als d'Urville sein Schiff durch den Ostpafs in die Lushington-Bai führte, war er Augenzeuge eines Seetreffens zwischen den Bewohnern von Manewaï

<sup>1)</sup> Dillon 2, 170, 226 f.

und Tewaï, und auch Gaimard hörte in Nama von den Einwohnern Berichte über ihre Kämpfe mit dem Stamme von Wanu, obschon er doch mit den Kriegern von Nama das letzte Dorf besuchte. Diese Kämpfe, die schon durch Ueberschreitung von Gebietsgrenzen hervorgerufen werden sollen, scheinen nicht mit großer Erbitterung geführt zu werden; doch finden sich Beispiele, daß Dörfer erobert und zerstört, ganze Stämme selbst aus der Insel vertrieben, die Männer getödtet, die Frauen und Kinder als Gefangene fortgeführt wurden. Die Leichen der Erschlagenen bleiben im Seewasser am Strande liegen, bis alles Fleisch verfault ist; dann bringen sie die Schädel in die Tempel und brauchen die Knochen zu ihren Pfeilspitzen.

Die Sorge für ihre Häuser und Boote, für den Landbau und den Fischfang ist ziemlich Alles, was die Wanikoresen beschäftigt; andere Seiten menschlicher Thätigkeit, woran es doch sonst selbst den dunkelfarbigen Stämmen des Oceans nicht ganz fehlt, kennen sie nicht. Wenn sie auch die groben Matten, die sie zur Kleidung, zum Hausbau und auch zu den Säcken brauchen, welche sie auf Reisen stets bei sich tragen, wenigstens zum Theil selbst anfertigen mögen, so ist das mit dem Rindenzeuge, wahrscheinlich auch mit den Stricken aus Cocusfasern nicht der Fall; dies tauschen sie von ihren Nachbarn ein. Die Geräthe, die sie sonst brauchen, sind gering an Zahl und sehr einfach, Röhren aus Bambus zum Wassertragen, hölzerne, manchmal roh geschnittene Schalen zum Kochen und Essen; noch die meiste Kunst wenden sie auf die Gefäße aus Bambus oder Kalebassen, in denen sie den Kalk für den Betel haben, und die sie mit Figuren auferhalb zieren und mit hölzernen Stöpseln verstopfen, und auf die kleinen, aus Blättern geschickt gewebten Beutel für die Betelblätter und die Arecanüsse. Daß es ihnen dabei an Fertigkeit und Nachdenken nicht fehlt, geht daraus hervor, daß Dillon bei seiner Ankunft ganz allgemein eiserne Geräthe verbreitet fand, die sie sich selbst aus dem in la Pérouse's Schiff gefundenen Eisen verfertigt hatten, ganz nach dem Muster der französischen, welche sie durch den Schiffbruch kennen gelernt hatten; dadurch sind ohne Zweifel die ursprünglich von ihnen gebrauchten Beile verdrängt worden.

Von der Sprache der Wanikoresen wissen wir sehr wenig, denn aus den von Gaimard und d'Urville gesammelten kleinen Vocabularien von drei Dialekten der Insel läßt sich nicht viel entnehmen. Gaimard glaubte aus ihnen schliessen zu müssen, daß auf einer so kleinen Insel mindestens drei verschiedene Sprachen gesprochen würden; allein eine genaue Betrachtung des Mitgetheilten zeigt, daß man es doch nur mit Dialekten einer und derselben Sprache zu thun hat, obschon allerdings diese Dialekte, wie das bei allen Negrito der Fall ist, und sich aus

der Getrenntheit und Isolirung, in der ihre alles religiösen und staatlichen Verbandes entbehrenden Stämme leben, erklären läßt, in hohem Mafse von einander abweichen. Dafs sich endlich unter den als Wanikoresisch angegebenen Wörtern eine nicht unbedeutende Zahl findet, die der Sprache der hellfarbigen Stämme angehört, kann bei der langen Verbindung, die zwischen Tikopia und Wanikoro besteht, nicht auffallen.

Von der Religion und der politischen Lage der Wanikoresen sich eine erschöpfende Vorstellung zu machen, ist nach den Erfahrungen und Beobachtungen der Europäer nicht möglich; doch ist es unverkennbar, dafs in beiden Beziehungen in Wanikoro die Verhältnisse ganz denen der übrigen Negritostämme analog sind. Auch hier ist es die Vereinzelnung und Absonderung, welche den Grundzug der religiösen und politischen Zustände bildet. Was zuerst die Religion betrifft, so scheint eine allgemein anerkannte Gottheit ganz zu fehlen; denn sonst ließe es sich nicht begreifen, warum das Wort zur Bezeichnung Gottes unverändert aus der Sprache der hellfarbigen Stämme angenommen ist <sup>1)</sup>. Dagegen haben einzelne Menschen ihre besonderen, zu ihnen in specieller Beziehung stehenden Gottheiten. D'Urville lernte in der Lushington-Bai zwei solche kennen, die von vornehmen Einwohnern besondere Verehrung erhielten; als ihre Wohnsitze bezeichnete man in einer schlecht erhaltenen Hütte das Loch einer Landkrabbe und ein Bienen- oder Ameisennest; ein anderer Gott sollte auf dem weifsen Felsen am Gipfel des Kapogo leben und die den Berg verhüllenden Wolken seine Anwesenheit daselbst anzeigen. Allein der Umstand, dafs diese angeblichen Wohnsitze der Götter in die engste Beziehung zu den Gräbern verstorbener Verwandten der Häuptlinge gesetzt wurden, zeigt den Zusammenhang der Gottheiten mit den Geistern der Abgeschiedenen und eine nicht wenig auffallende Uebereinstimmung der religiösen Anschauungen mit denjenigen, welche unter den hellfarbigen Stämmen so allgemein verbreitet und auf das religiöse und geistige Leben derselben von so auferordentlichem Einflusse waren, eine Uebereinstimmung, die übrigens durchaus nicht durch eine Uebertragung religiöser Ansichten von diesen auf die Negritostämme erklärt werden kann. Ob dagegen die unter dem Namen des Tabu bekannte, ebenfalls den hellfarbigen Stämmen eigenthümliche religiöse Institution von diesen angenommen ist oder ebenfalls den Negritostämmen ursprünglich angehört hat, läßt sich nicht entscheiden; das Wort Tabu

<sup>1)</sup> Nämlich *Atua*. Das ist nicht der einzige Fall der Art bei den Negritostämmen; in dem von Forrest mitgetheilten Vocabular der Neuguineer von Dorei findet sich für Gott das Wort *wat*, was meiner Ansicht nach eigentlich *'wat* gelautet haben und aus dem molukkischen Worte *divata* abgekürzt sein wird.



haben die Wanikoresen von den Tikopianer entlehnt; daß sie auch die Sache kennen, ist nach Gaimards Erfahrungen nicht zu bezweifeln <sup>1)</sup>).

Mit dieser göttlichen Verehrung der Seelen Abgeschiedener hängt auch ohne Zweifel die Achtung, welche in vieler Beziehung den Schädeln der Leichen erwiesen wird, zusammen. In jedem Dorfe, selbst bei den Wohnungen, die nur gelegentlich benutzt werden zur Bestellung der in großer Ferne von den Dörfern liegenden Felder, ist ein Haus, das von den Einwohnern zwar Tempel <sup>2)</sup> genannt wird, in den meisten Fällen freilich als solcher kaum erkannt werden kann. Es gleicht ganz den gewöhnlichen Wohnhäusern, pflegt jedoch größer und besser gebaut zu sein, der innere Raum ist rings an den Wänden umher mit einer niedrigen Erhöhung von Bambus umgeben, die mit Matten bedeckt ist und zum Schlafen dient. Denn in diesen Tempeln beherbergt man die fremden Gäste, auch schlafen alle jungen unverheiratheten Männer des Dorfes jede Nacht darin; es dient außerdem noch zur Aufbewahrung von Waffen, Geräthen, Stricken u. s. w., wie zu allgemeinen Berathungen der Dorfbevölkerung. Endlich sind diese Häuser, wie schon der Name zeigt, für den religiösen Cultus bestimmt; in dem des Dorfes Manewaï fand Gaimard drei Schädel, von denen zwei offenbar Eingeborenen, der dritte dagegen einem Menschen des hellfarbigen Stammes angehört hatte; davor standen Muscheln und Steine, aufrecht in den Boden gesteckt, und wenn die Franzosen wie Dillon sonst niemals Schädel in den Tempeln gefunden haben, so erklärt sich das aus der Furcht der Einwohner, weil die Europäer eifrig nach solchen Schädeln forschten, in denen sie Ueberreste aus la Pérouse's Zeit zu finden hofften. Denn die Schädel im Tempel von Manewaï hielten die Eingeborenen sehr hoch, und Dillon erfuhr, daß die Tempel Wohnsitze der Seelen der Todten seien, so daß ohne Zweifel die darin befindlichen Schädel mit der göttlichen Verehrung derselben in enger Verbindung stehen.

Diesen localen oder persönlichen Gottheiten bringen sie Opfer, die hauptsächlich aus Lebensmitteln zu bestehen scheinen. D'Urville sah ein solches Opfer mit an; der Opfernde legte das Opfer auf das Grab des Angerufenen, wobei er eine lange Rede hielt, liefs es eine Zeit lang liegen und nahm es dann sorgfältig eingewickelt wieder mit sich fort. Auch die Schädel der im Kampf Getödteten opfert man in ähnlicher Art in den Tempeln. Bei der ersten Anwendung eines neuen Netzes

<sup>1)</sup> Gaimard bei d'Urville 5, 323, 335.

<sup>2)</sup> *Baito atua* oder *Baito tapu* (Götterhaus oder heiliges Haus). Die Bezeichnung ist aus einem Worte der Sprache von Wanikoro und einem der hellfarbigen Sprache angehörenden zusammengesetzt.

zum Fischfang opfert der Besitzer zum Dank dem Gotte und giebt zugleich ein Fest.

Noch wird endlich eine religiöse Ansicht bei den Wanikoresen erwähnt, die deshalb interessant ist, weil sie unter allen dunkelfarbigen Stämmen, die wir genauer kennen, verbreitet zu sein scheint, die nämlich, die Europäer für Geister zu halten. Vermuthlich hängt der Name *mara*, den sie den Gefährten von la Pérouse gaben, damit zusammen <sup>1)</sup>.

Sie leben, wie es scheint, in der Monogamie. Die Mädchen werden schon in der Jugend verlobt, allein die Hochzeit erst beim Eintritt in die Mannbarkeit vollzogen; sie wird mit einem Fest gefeiert, an dem alle Dorfbewohner Theil nehmen. Die Frauen sind auffallend züchtig und mit ihren Gunstbezeugungen zurückhaltend, die Männer auf sie trotz ihrer Häßlichkeit sehr eifersüchtig; das sind Eigenthümlichkeiten aller Negritostämme, die sich erst durch langen Verkehr mit europäischen Seeleuten verlieren. Uebrigens ist das Loos der Frauen natürlich sehr hart; alle schweren Arbeiten fallen auf sie, Fischfang, Sammeln der Muscheln und Früchte, Herbeischaffung der Nahrungsmittel aus den Gärten und Zubereitung derselben. Aus den großen Lasten, die sie zu schleppen haben, erklärt d'Urville ihre linkische Haltung.

Ueber die Bestattung der Leichen weiß man nur wenig; allein daß sie mit Feierlichkeiten verbunden ist, läßt sich schon aus dem Ansehen schliessen, welches den Seelen der Verstorbenen zu Theil wird. In Nama sah Gaimard nahe bei dem Tempel eine kleine Hütte, in der ein kürzlich Gestorbener begraben lag, sein Kopf hing dabei in einem Korbe. Auch Dillon beobachtete in unbewohnten Hütten Schädel, die in Säcken hingen; daher scheinen alle Vornehmeren wenigstens in Hütten beigesetzt zu werden. Bei Todesfällen erscheinen die Dorfbewohner geputzt, und die Frauen haben mehrere Tage lang Morgens und Abends zu klagen und zu schreien.

Bei ihren Festen fehlt es nicht an Tänzen; sie führen sie Abends an bestimmten Plätzen in der Nähe der Tempel auf und haben großes Vergnügen daran. Sie haben deshalb auch von den Tikopianern Tänze angenommen und bei sich eingeführt. Daß ihnen der Sinn für Poesie nicht abgesprochen werden kann, geht aus dem hervor, was oben bei Gelegenheit von la Pérouse's Schiffbruch angeführt ist <sup>2)</sup>. Von musikalischen Instrumenten findet sich Nichts erwähnt, außer der Gebrauch

<sup>1)</sup> Denn in Gaimards Vocabularien findet sich ein Wort für Europäer, aus dem der gemeinsame Stamm *mala* hervorgeht (in Nama *alamala*); auf den Inseln der Torres-Straße heist *lammar* Europäer und Geist.

<sup>2)</sup> S. oben S. 397.

der Muscheln bei Kämpfen. Sie haben auch eine Art Zeitbestimmung, indem sie sich nach dem jährlichen Wiedereintritt der Nordwestwinde richten, und unterscheiden die Trocken- und die Regenzeit.

Von den politischen Zuständen, die unter den Wanikoresen bestehen, kann man sich bei dem Mangel an Zusammenhang und der Dürftigkeit der uns überlieferten Nachrichten nur sehr schwer eine Vorstellung machen. Sie sind ihrer natürlichen Beschaffenheit, ihrer Sitten und Lebensart, wahrscheinlich auch ihrer Sprache nach ein Volk, politisch zerfallen sie zunächst in mehrere selbstständige Stämme. Ueber die Zahl derselben steht nichts fest; Dillon und d'Urville nennen zusammen 15 bis 16, und daher ist es begreiflich, dafs nach Quoy <sup>1)</sup> die einzelnen gewöhnlich nur aus 50 bis 100 Individuen bestehen. Da zugleich ihre Namen mit denen der Dörfer identisch sind, so scheint die Bevölkerung jedes kleinen Dorfes einen solchen Stamm zu bilden oder vielleicht nur von den Europäern als ein solcher betrachtet zu werden. Denn vermuthlich ist die Zahl der Stämme in Wirklichkeit geringer, der Art, dafs mehrere Dörfer nach einer aus älterer Zeit herstammenden Anordnung zusammen einen Stamm bilden; ob aber die Nachricht, welche sich bei Gaimard findet, dafs es eigentlich nur drei Stämme gäbe: Wanikoro, der die Dörfer von der Lushington-Bai bis Payu und die im Nordtheil von Combermere umfaßt; Tanema, zu dem Tewaï auf der kleinen Insel und die Dörfer der Ost- und Südküste der gröfseren gehören, und Taneanu um die Lushington- und Bayley-Bai, gegründet ist, mufs dahingestellt bleiben. Unbezweifelt besitzt jetzt jedes Dorf sein besonderes Gebiet, und die Grenzen dieser Gebiete sollen die Einwohner nicht leicht verletzen lassen; wenn aber den Einwohnern von Tewaï z. B. die Pflanzungen bei Osili, einem jetzt zerstörten Dorfe an der Bayley-Bai, gehörten, oder Dillon die Einwohner von Nama auf ihren Pflanzungen an der Payu-Bai fand, so läfst sich das nur als eine Folge von glücklichen Kriegen und Eroberungen erklären. Eine politische Verbindung zwischen einzelnen dieser Stämme und Dörfer findet nicht Statt, jedes Dorf ist unabhängig.

Eben so wenig klar wird uns das Verhältnifs der einzelnen Bewohner eines Dorfes zu einander. Einige derselben führen den Titel Ariki (oder Aligi), mit welchem Worte die hellfarbigen Stämme ihre aus dem Geburtsadel hervorgehenden Häuptlinge bezeichnen. Von diesen Ariki machen solche, wie z. B. der von beiden Berichterstattern oft erwähnte Nero im Dorfe Tewaï den Eindruck, als seien sie wirklich im Besitz der Würde eines Häuptlings gewesen; allein ohne Zweifel

<sup>1)</sup> Bei d'Urville 5, 317.

ist dies nur ein Schein. Denn in jedem Dorfe werden stets mehrere solcher Ariki genannt und zwar merkwürdiger Weise im Einzelnen fast jedesmal mit ganz anderen Namen dafür; ja Gaimard, der die Dörfer Nama und Wanu genauer kennen lernte, führt in Nama 12, in Wanu sogar 15 solcher Häuptlinge an; es kann aber unmöglich in diesem Falle etwas anderes darunter verstanden sein, als die Vorsteher der einzelnen Familien eines Dorfes. So begreift man auch, dafs es nach Dillon Frauen giebt, welche mit dem Titel Ariki belegt sind. Ja es kommt sogar vor, dafs ein und dasselbe Individuum Häuptling in mehreren Dörfern zugleich ist, wie der von Gaimard erwähnte Naru, der in Nama ein Haus und Eigenthum besafs und dort und zugleich in Tanema Häuptling war <sup>1)</sup>. Wenn aber daneben noch andere Einwohner genannt werden, so dürften das wohl erwachsene Söhne der Familienvorsteher oder auch vielleicht unterworfenen und geschonten Bewohner eines eroberten Dorfes sein, die vielleicht in ihren Rechten als der ursprünglichen Bevölkerung nachstehend betrachtet werden. Denn dafs diese angeblichen Häuptlinge, die, wenn ich die Beobachtungen der europäischen Reisenden recht verstehe, nichts als Vorsteher der ursprünglich eine Dorfgemeinde bildenden Familien sind, besonderer Vorzüge und Vorrechte sich erfreuen, das zeigt sich auch wohl in der von d'Urville angeführten Einrichtung, dafs die Kriege der Dörfer unter einander diese Vornehmen nicht betreffen, sondern blofs von den Gemeinen geführt werden, während zwischen den Ariki beständige Eintracht und Freundschaft besteht, eine Nachricht, die so, wie sie überliefert ist, freilich sehr mißverstanden sein muß, und deren wirkliche Bedeutung sich nicht errathen läßt, aus der jedoch eine Verschiedenheit der Rechte der Ariki und der übrigen Bewohner hervorgeht. Es ergiebt sich aber aus allen diesen Beobachtungen neben dunklen, kaum erkennbaren Spuren eines früheren strengeren politischen Zusammenhangs die allen Negritostämmen eigenthümliche politische Zerrissenheit und Auflösung, in der kein anderes Band mehr hervortritt als das der Familie.

So ist das Volk beschaffen, welches Wanikoro bewohnt. So roh und barbarisch es aber auch ist oder vielleicht richtiger dem Europäer erscheint, so hat es doch auch ihm nicht an einer Entwicklung gefehlt, von der wir mindestens Einiges noch zu erkennen vermögen. Es ist bereits gesagt, dafs schon vor zwei und einem halben Jahrhundert in Taumako dem Spanier Quiros die Insel Wanikoro als das berühmteste Land in dieser Gegend des Oceans genannt wurde; ein Bewohner von Taumako, der Quiros nach Amerika folgte, sprach von

<sup>1)</sup> Gaimard bei d'Urville 5, 332.

der Fruchtbarkeit, Gröfse und Einwohnerzahl dieses Landes in einer Art, daß Quiros glauben konnte, fast einen neuen Continent darin zu sehen <sup>1)</sup>. Daraus ergibt sich, daß enge Beziehungen und vielfacher Verkehr zwischen Wanikoro und den umherliegenden Inseln schon damals bestanden, daß der Zustand Wanikoro's in jener Zeit ein von dem jetzigen durchaus verschiedener gewesen sein muß; denn wenn die Insel damals in solcher Art wie jetzt verwildert, die Bevölkerung eben so armselig und dürftig gewesen wäre, so liesse sich gar nicht begreifen, was denn eigentlich die hellfarbigen Bewohner Taumako's, die an Bildung die ihnen nahe wohnenden Negritostämme weit übertreffen, dahin gezogen haben soll.

Im J. 1788 scheiterten la Pérouse's Schiffe an den Riffen Wanikoro's, und in dem nicht sehr tiefen Wasser, welches das Riff bedeckt, blieben Ueberreste des einen in großer Zahl zurück. Dieser Vorfall verschaffte den Eingeborenen eine übergroße Masse von Eisen, dem Metall, das bei den Stämmen des Oceans damals ganz in der gleichen Achtung stand, wie Silber und Gold in Europa. Es war ganz begreiflich, daß dies auf die Lage der Bevölkerung von bedeutendem Einfluß sein mußte, und leider ist es kein günstiger gewesen; ihr ganzer jetziger Bildungszustand erscheint dadurch bedingt. Denn der schon früher mit den umliegenden Inseln bestehende Verkehr nahm seitdem an Ausdehnung sehr zu; die Wanikoresen, durch die Menge des Eisens, das ihnen zu Gebote stand, verlockt, haben darüber allmählich die Gewerthätigkeit, welche sie früher besaßen, namentlich die Verfertigung der Zeuge aus den Rinden verschiedener Bäume, der Matten, Waffen, Schmucksachen u. s. w., verloren und es vorgezogen, alle diese Gegenstände von den benachbarten Stämmen einzutauschen; so haben sich eiserne Geräthe von la Pérouse's Schiff durch sie auf alle umliegenden Inseln verbreitet und sind für die Europäer die Veranlassung geworden, den Ort des Schiffbruchs erst 40 Jahre später wieder aufzufinden. Dieser Verkehr ist natürlich nur zum Nachtheil der Wanikoresen, wie zum Vortheil ihrer Nachbarn. Es scheint auch, als seien diese es allein, die ihn trieben; man hat daher in Wanikoro einzelne Bewohner aus allen Inseln umher angetroffen, wie freilich einzelne Wanikoresen auch die letzten besucht haben. Ja sogar zu Kriegszügen hat der Besitz der eisernen Geräthe Veranlassung gegeben; ein ausgezeichnete Kriegsmann aus Tikopia, Samako, der kurz nach dem Schiffbruch hergekommen war, hat deshalb bis zu seinem um 1824 erfolgten Tode zehn Mal Reisen von Tikopia aus mit kleinen Flotten voll bewaffneter

<sup>1)</sup> Er sci, sagte er, selbst an der Küste entlang gefahren, eine größere Strecke, als von Acapulco bis Mexico ist, und habe das Ende nicht erreicht.

Krieger nach Wanikoro unternommen und sich durch seine Ueberfälle und Plünderungen dort sehr gefürchtet gemacht. In dieser Beziehung ist also der Schiffbruch von la Pérouse für die Wanikoresen ein wichtiges, auf lange Zeit hin ihre Entwicklung und Zustände bestimmendes Ereigniß geworden.

---

## XV.

### Bericht über eine im Jahre 1857 ausgeführte Entdeckungsreise in die östlich vom Dshebel Haurân liegende Wüste.

Von Cyril C. Graham.

---

Nach einem mehrere Monate dauernden Aufenthalt in Syrien und Palästina, in welcher Zeit ich fast das ganze Land westlich vom Jordan bereist hatte, nahm ich mir vor, eine Reise durch die südlich von Damaskus liegende Provinz el Haurân (das alte Basan) anzutreten.

Die Reisebeschreibungen Seetzen's und Burkhardt's waren mir bekannt; leider aber von dem ersteren blofs die Berichte über seine Reise, die in dem an den Baron Zach gerichteten Briefe zu finden sind. Auch hatte ich das Glück, den irländischen Missionar Herrn Porter kennen zu lernen. Er war der späteste der Reisenden im Haurân und in seinem Werke: „*Five Years in Damascus*“ sind die ausführlichsten Berichte über das Land und seine Geschichte zu finden. Oftmals sprachen wir von diesen Reisen im Haurân, und je mehr ich über das Land erfuhr, desto mehr wurde ich angezogen, nicht blofs die schon bekannten Gegenden zu bereisen, sondern auch die in der Wüste liegenden Ortschaften zu besuchen, die sowol von Burkhardt als von Porter von dem Schlosse zu Çalkhad in weiter Entfernung beobachtet wurden und von denen die Araber so viele wunderliche Dinge erzählten.

Im späten Sommer (1857), als ich eben von den Libanon-Gebirgen nach Damaskus zurückgekehrt war und während ich mich mit den letzten Vorbereitungen zu meiner Haurân-Reise beschäftigte, kam zufälligerweise eines Tages ein Araber zu meinen Zelten. Er erklärte sich für einen der Welad Âli-Abtheilung des grofsen und mächtigen Stammes Anezi zugehörigen Sheikh. Sein Stamm war jetzt neben den drei Seen im Osten von Damaskus gelagert, und er lud mich ein, ihn sowol als seinen grofsen Häuptling Mohammed eḏ-Ḍûh'i zu besuchen. Das war mir sehr lieb, denn aufser Porter hatte damals noch Niemand die Seen besucht. Ich begleitete also meinen neuen Freund,

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1858

Band/Volume: [NS\\_5](#)

Autor(en)/Author(s): Meinicke Karl Eduard

Artikel/Article: [Wanikoro und der Schiffbruch des La Perouse 377-414](#)